

Soziale Arbeit

Januar 2006

55. Jahrgang

Professorin Dr. Birgit Bertram ist Dipl.-Psychologin, sie lehrt Soziologie und Sozialpsychologie an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin, Köpenicker Allee 39-57, 10318 Berlin
E-Mail: bertram@khsb-berlin.de

Rainer Meerkamp ist Dipl.-Pädagoge. Er betreibt eine „Praxis für Aufmerksamkeit im Alltag, Lebensberatung, Problemlösung“, Nöthener Str.17, 53902 Bad Münstereifel
E-Mail: RainerMeerkamp@web.de

Dr. Herbert Beckmann arbeitet freiberuflich als Psychologe und ist Autor von Sach- und Fachbüchern zu Familien- und Gesundheitsthemen. Privatanschrift: Pohlstr. 85, 10785 Berlin
E-Mail: herbertbeckmann@versanet.de

Dr. Carsten Rensinghoff ist Behinderten- beziehungsweise Sonderpädagoge und arbeitet an der Philipps-Universität Marburg, Institut für Erziehungswissenschaft, Arbeitsbereich Sozial- und Sonderpädagogik, Schwanallee 50, 35039 Marburg
E-Mail: rensingh@staff.uni-marburg.de

Kinder in unserer Gesellschaft	2
Festvortrag zum 100-jährigen Bestehen der Kinderheime St. Josef in Berlin-Charlottenburg und Berlin-Neukölln 2005 <i>Birgit Bertram, Berlin</i>	
DZI-Kolumne	3
Fehlerfreundliche Intervention in der Sozialen Arbeit	8
„Diesen Fehler bitte noch einmal“ <i>Rainer Meerkamp, Bad Münstereifel</i>	
Förderung des Nichtrauchens in der offenen Kinder- und Jugendarbeit	16
Ergebnisse einer Befragung in Berlin-Mitte <i>Herbert Beckmann, Berlin</i>	
Das schwere Schädel-Hirntrauma im Kindes- und Jugendalter	22
Dokumentation der Wahlfachübung „Bildungswesen und berufliche Rehabilitation“ <i>Carsten Rensinghoff, Marburg</i>	
Rundschau Allgemeines	28
Soziales	29
Gesundheit	30
Jugend und Familie	30
Ausbildung und Beruf	31
Tagungskalender	32
Bibliographie Zeitschriften	33
Verlagsbesprechungen	38
Impressum	40



Eigenverlag
Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

Kinder in unserer Gesellschaft

Festvortrag zum 100-jährigen Bestehen der Kinderheime St. Josef in Berlin-Charlottenburg und Berlin-Neukölln 2005

Birgit Bertram

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund zurückgehender Kinderzahlen stellt sich nachdrücklich die Frage nach dem aktuellen gesellschaftlichen Stellenwert von Kindern, wenn diese als zukünftige Leistungsträger instrumentell ihre Potenziale optimieren sollen. Dazu wird ein Gegenmodell formuliert, das Kinder zum einen als „gemeinsame Güter“ und zum anderen als selbst gestaltende Akteure ihrer Entwicklungsprozesse begreift, die den Respekt und die Unterstützung der Erwachsenen brauchen, ob diese nun selbst Kinder haben oder nicht, und dies als Bindung der Gesellschaft an die Zukunft. Als Voraussetzungen für diesen Entwicklungsprozess werden als unerlässliche Qualitäten in Anlehnung an *Urie Bronfenbrenner* genannt: Stabilität, Kontinuität und Verlässlichkeit der sozial-emotionalen Beziehungen, bedingungslose Akzeptanz der Einzelnen mit Wertschätzung und Unterstützung, klare Regelzusammenhänge zur Orientierung und soziale Vernetzung. Diese Qualitäten müssen auch in den außerfamiliären Betreuungssettings erfahrbar sein; das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) fokussiert die Hilfen zur Erziehung auf die Kinder beziehungsweise die Jugendlichen und deren Eltern und hat die Strukturprinzipien von Individualität, Regionalisierung, Differenzierung und professioneller Unterstützung in der Heimerziehung etabliert.

Abstract

Facing the decline of number of children, the actual status of children in our society is questioned with respect to their future potential as working to support the social and economic resources. In contrast, a model is formulated in regarding children as „common goods“ and as active creators of their developmental processes, needing the respect and support by adults, regardless of whether these have children or not. Condition for these developmental processes are essential qualities such as (in reference to *Urie Bronfenbrenner*) stability, continuity and reliability of social-emotional relationships, unconditional acceptance of each person together with recognition and support, clear framework of rules and social networking for orientation purposes. These qualities should also be experienced in care settings external

to the family, i.e. institutional homes. The legal constructions (Kinder- und Jugendhilfegesetz) focus on the needs of the children or juvenile and their parents, implementing the principles of individuality, regionalization, differentiation, and professional support in institutional homes.

Schlüsselwörter

Kind - Rolle - Gesellschaft - Kindererziehung - Kindheit - Individuum - Jugendhilfe - Kinderheim St. Josef, Berlin

Einleitung

Die 100-jährige Lebenszeit der beiden Berliner Institutionen St. Josef, die sich der Begleitung und Unterstützung von Kindern und Jugendlichen verschrieben haben, deckt sich fast vollständig mit dem 20. Jahrhundert, das zu seinem Beginn als „Jahrhundert des Kindes“ deklariert wurde. Dieses Etikett sollte die Überzeugung oder zumindest die Hoffnung signalisieren, dass Kinder und Jugendliche in einer Welt aufwachsen würden, die ihnen ausreichend Nahrung und Bildung zur Verfügung stellt, damit sie glücklich und selbstbewusst aufwachsen können. Die Kinderarbeit war abgeschafft und die allgemeine Schulpflicht längst etabliert. Doch schon das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1923, Vorläufer des heute gültigen KJHG, erhielt seine Begründung wesentlich durch die Tatsache, dass die Lebensbedingungen nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland längst nicht für alle Kinder und Jugendlichen eine solche Phase des unbeschwerlichen Aufwachsens gewährleisten konnten. Verbreitet herrschte große Not, und die zunehmende Verstädterung und die sozialen Umbrüche beim Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts führten auch für die Kinder und Jugendlichen zu erheblichen Belastungen, die unter anderem die außerfamiliäre Betreuung notwendig machten. Dennoch hat sich im Verlauf dieser hundert Jahre mit wechselvoller politischer und sozialer Geschichte eine Menge verändert, und rückblickend ist es ausgesprochen fraglich, ob vom „Jahrhundert des Kindes“ in dem ursprünglich so optimistischen Sinne gesprochen werden kann. Ich bin da skeptisch, gerade wenn ich an den Stellenwert denke, den Kinder in unserer heutigen Gesellschaft haben.

Ich möchte meine Überlegungen in drei Schritten ausführen, nämlich zum einen das Verschwinden der Kinder beschreiben, zum zweiten die Bedingungen nachzeichnen, von denen wir heute wissen, dass sie für die gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen unerlässlich sind, und abschließend den Wandel in der öffentlichen oder institutionellen, außerfamiliären Erziehung in den vergangenen hun-

dert Jahren skizzieren, wie er sich auch in der konkreten Geschichte der beiden Kinderheime St. Josef spiegelt.

Das Verschwinden der Kinder

Die demographische Umschichtung unserer Gesellschaft wird öffentlich häufig unter der Perspektive des verlängerten Lebens und der Überalterung diskutiert, vor allem im Hinblick auf Rentensicherung und Pflegebedarf. Kinder kommen in dieser Diskussion kaum vor, und wenn, dann als zukünftige Renten Erwirtschaftende, nicht aber hinsichtlich der Konsequenzen, die ein solcher Kontext für die Bedingungen des Aufwachsens von jungen Menschen in unserer Gesellschaft hat. Vor hundert Jahren war die Mengenrelation zwischen Älteren und Jüngeren ausgeglichen, denn auf jeden jungen Menschen unter 20 Jahren kam ein Erwachsener; schon 1950 betrug diese Relation 1:2; heute sieht sich jeder junge Mensch vier Erwachsenen gegenüber, und die Schätzungen für 2030 sind 1:7. Dadurch werden Kinder und Jugendliche zunehmend zu einer Minderheit in der Gesellschaft, und das mit wachsender Tendenz, mit allen negativen sozialen Konsequenzen der verringerten gesellschaftlichen Teilhabe, die wir von anderen sozialen Minderheiten kennen.

Das beginnt bei Desinteresse und Fremdheit durch die Erwachsenenmehrheit und führt über Distanzierung zu Ausgrenzung und Gleichgültigkeit, teilweise auch Feindseligkeit: Den Kindern werden „kindgerechte“ Orte zugewiesen, an denen sich autorisierte Erwachsene mit ihnen beschäftigen, sonst sollen sie die öffentlichen Räume der Erwachsenen möglichst wenig tangieren. Immer weniger Erwachsene haben konkrete Erfahrungen im Umgang mit Kindern, sie brauchen sie auch nicht für ihre eigene Lebensführung, sondern haben sich ohne Kinder gut eingerichtet. Dabei helfen ihnen drei Strategien (Zinnecker 2001): Die Jugendphase wurde durch die gestiegenen Bildungserwartungen bis in die Mitte des dritten Lebensjahrzehnts ausgeweitet, sodass die jungen Menschen heute in langer Abhängigkeit leben. Daneben pflegen die Erwachsenen selbst bis ins höhere Alter in der Mode, dem Freizeitverhalten und der Selbstinszenierung einen Lebensstil des Jungseins, und zum dritten wird die mögliche Unterstützung der Älteren durch Jüngere zunehmend mit technologischen Mitteln kompensiert; in Japan gehen gerade die ersten menschenähnlichen Roboter zur häuslichen Unterstützung in Serie, die sogar weinen können.

Nun könnte man meinen, dass junge Menschen als knappes Gut besonders gefördert und unterstützt

DZI-Kolumne Flut paradox

Zum Ende des alten Jahres 2005 hat uns die Tsunami-Welle ein zweites Mal erfasst, mit stundenlangen Rückblicken im Fernsehen, Seite um Seite Zwischenbilanzen der Hilfe in den Zeitungen. Beim Wiederaufbau ist bereits viel erreicht worden. Das DZI als „Spenden-TÜV“ konnte das in zahlreichen Interviews bestätigen.

Mitte Dezember lud die hessische Landesregierung in ihre Berliner Vertretung ein, um mit der „Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie“ auch einen Zwischenbericht ihrer gemeinsamen Aktion „Hessen hilft den Flutopfern“ zu geben. Die Stiftung betreibt seit vielen Jahren Entwicklungshilfe in Südasien und konnte mit ihren Kontakten und Kompetenzen die Spenden der Landesaktion (bisher 1,7 Millionen Euro) in überzeugende Projekte lenken. Eine gelungene Abendveranstaltung in angemessenem Rahmen mit informativen Statements.

Eigentlich war alles gesagt, da bat der Sprecher der hessischen Landesregierung *Dirk Metz* noch spontan die Regisseurin *Sherry Hormann* („Bella Block“, „Irren ist männlich“) ans Mikrophon. Sie schilderte mit wenigen Worten ihre eigenen Erfahrungen in einem kleinen Verein, den sie zusammen mit ihrer Freundin, der Schauspielerin *Nathalie Wörner* und weiteren Bekannten gegründet hatte, nachdem Frau *Wörner* und ihr Lebensgefährte selbst der Tsunami-Welle nur knapp entkommen waren. *Sherry Hormann* erwähnte, dass sich ihr Verein die erfahrene Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) zum Partner genommen habe. Und sie beschrieb, dass sie bei ihren Besuchen erleben konnte, wie sich die Menschen nach dem Trauma der Katastrophe von Monat zu Monat mehr und mehr zum Positiven veränderten: „Aus ihren Gesichtern strahlt einem jetzt eine Freude und ein Selbstbewusstsein entgegen ... wie ich es mir für unsere Menschen hier in Deutschland nur wünschen kann.“ Eine tolle Schlussbemerkung. Flutwelle paradox.

Ein gutes, erfolgreiches Jahr 2006 wünscht

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

würden, da die Gesellschaft ja langfristig auf die Ressourcen und die Leistungsfähigkeit der dann herangewachsenen Kinder angewiesen ist. Ganz im Gegenteil ist jedoch festzustellen, dass die Zuteilung von Mitteln und von gesellschaftlichen Optionen systematisch von den Jüngeren weg und hin zu den Älteren organisiert ist. Innerhalb nur einer Generation hat sich in Deutschland die Altersarmut zu einer Kinderarmut verschoben. Rund 10 Prozent aller Kinder wachsen in ökonomisch prekären Verhältnissen auf, in Berlin sogar fast 20 Prozent. Ausgaben für Bildung und Erziehung stagnieren oder sind rückläufig, während die Ausgaben zur Sicherung der Interessen der Älteren für Gesundheit und Alterssicherung und für Unterhaltung ausgeweitet werden. Die Helmholtz-Gesellschaft hat für ihren milliardenschweren Forschungsetat eine garantierte jährliche Steigerung von 3 Prozent gesichert. Berlin gibt gerade 250 000 Euro für eine sommerliche Berginstallation im Abbruchpalast der DDR aus, gleichzeitig werden Juniorprofessuren gestrichen und dadurch wird die Betreuungsrelation der Studierenden an den Universitäten noch mehr verschlechtert und die Zukunft des wissenschaftlichen Nachwuchses blockiert.

Berlins Kultureinrichtungen inklusive der drei Opernhäuser bedienen die Unterhaltungs- und Bildungsinteressen der Erwachsenenmehrheit, hingegen können die Jugendämter in Berlin auf Grund der drastischen Mittelkürzungen kaum noch stationäre Hilfen zur Erziehung für Kinder und Jugendliche in Heimen und Wohngruppen entscheiden, selbst wenn diese fachlich dringend notwendig sind. Der Kündigungsschutz im öffentlichen Dienst Berlins wurde bis 2009 festgeschrieben; davon profitieren nur die Älteren, denn 90 Prozent der unter Dreißigjährigen im öffentlichen Dienst haben ohnehin nur Zeitverträge. Assistenzärzte und -ärztinnen in der Charité arbeiten sogar auf der Basis von Monatsverträgen. Diese Beispiele ließen sich noch weiter fortsetzen. Sie lassen sich in der Formel zusammenfassen: alle Sicherheit den Älteren, alle Unsicherheit den Jüngeren.

Dabei muss die Frage der Generationensolidarität und Generationengerechtigkeit auch unter der Perspektive diskutiert werden, wie wir alle der nachwachsenden Generation die Chance sichern, zu eigenständigen und verantwortungsbewussten Menschen heranzuwachsen, wie es uns neben dem Grundgesetz und der Charta der Vereinten Nationen zu den Rechten der Kinder auch die Philosophie des KJHG auferlegt. In den eher ökonomistisch dominierten öffentlichen Diskursen in Medien und Politik werden Kinder zumeist als private Güter oder gar als Konsumgüter betrachtet und in die private Zu-

ständigkeit ihrer Eltern verwiesen. Im Kontrast dazu formuliert aber der soeben übergebene siebte Familienbericht: „Die Familien schaffen die Basis der Generationensolidarität und der Bereitschaft, Fürsorge für andere zu übernehmen. All dies kommt nicht nur den Familienmitgliedern zugute, sondern nutzt jedermann, selbst dem, der sich an diesen Herstellungsleistungen innerhalb des Familienverbandes nicht beteiligt. So entlasten in familialer Solidarität erbrachte Unterstützungs- und Pflegeleistungen die sozialen Sicherungssysteme. Die Investitionen der Eltern in die Erziehung ihrer Kinder ersparen der öffentlichen Hand pro Kind rund 225 000 Euro. Gesellschaftliche Güter, die jedermann nutzt, ohne dass sich jeder an der Entwicklung dieser Leistungen beteiligt, haben die Tendenz, in der Gesellschaft nicht nur knapp zu sein, sondern es besteht auch die Gefahr, dass sich immer weniger Menschen dafür engagieren. Denn aus einer individuellen Perspektive sind die positiven Folgen ..., die jedem einzelnen zu gute kommen, erreichbar, ohne dass der einzelne dafür Aufwand betreiben muss“ (*Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2006*).

Kinder werden hier also als „gemeinsame Güter“ betrachtet, die einerseits im privaten Raum der Familie ihren sozialen und emotionalen Lebensmittelpunkt haben, gleichzeitig aber als zukünftige Erwachsene von allen gesellschaftlichen Mitgliedern, ob sie selbst Kinder haben oder nicht, mit Respekt und Akzeptanz in ihren Entwicklungschancen zu unterstützen sind, da jeder davon direkt oder indirekt, mittel- und langfristig profitiert. Zu einer solchen von Respekt und Wertschätzung getragenen Haltung gehört zum Beispiel, dass die außerfamiliäre Tagesbetreuung nicht primär instrumentell als Voraussetzung für die Ermöglichung mütterlicher Erwerbsbeteiligung angesehen wird, sondern als eine positive Chance für die Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen in einem konstruktiven Bildungsmilieu. Dazu gehört auch, dass Kinder und Jugendliche als selbst gestaltende Akteure ihrer Entwicklung begriffen werden, die nicht funktional fremdbestimmten Bildungsansprüchen zur Optimierung späterer Einsatzfähigkeit zu unterwerfen sind. Und dazu gehört auch, dass die Rahmenbedingungen für diese Bildungsprozesse so zu gestalten sind, dass sich Kinder und Jugendliche deutscher Herkunft und mit Migrationshintergrund in gemeinsamer Sozialisation in ihrer Vielfalt als Chance erfahren und wechselseitig in ihren Lernprozessen stimulieren.

Diese Investitionen in die Bildungspotenziale der jungen Menschen binden die Erwachsenen an die Zukunft, denn nur über die konkreten Beziehungen

zu jungen Menschen wird die Nachhaltigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung als Zukunftsaufgabe zu lösen sein. In der Ökologie hat sich diese Perspektive längst etabliert, dass unsere vorhandenen Ressourcen schonend zu nutzen, nachwachsende Energien vorzuziehen und „die Erde von den Kindern nur geliehen“ sei. Bei der wertvollsten Ressource unseres Lebens, den jungen Menschen selbst, gehen wir jedoch mehr oder weniger davon aus, dass sich diese Ressource quasi natürlich von selbst regeneriere und entwickle und robust genug sei, sich auch bei widrigen Umweltbedingungen zu behaupten. Das ist offensichtlich nicht so.

Universalien der Kindheit

Kinder wachsen heute in einer Umwelt auf, die es ihnen nicht leicht macht, als eigenständige Personen respektiert zu werden und in ihrem Entwicklungsprozess die notwendigen Chancen zugestanden zu bekommen, die es ihnen ermöglichen, ihre individuellen Potenziale zu gestalten und Schritt für Schritt erwachsen zu werden. Gestiegene Bildungsansprüche, weniger Gleichaltrige innerhalb und außerhalb der Familien, durch die Verstädterung zusammen mit dem Verkehr zunehmend kinderunfreundliche Umwelten und Alltagszeitstrukturen durch die doppelte Erwerbsbeteiligung der Eltern machen es den Kindern schwer, sich in dieser Welt zu behaupten. Unser Wissen darüber, welche Rahmenbedingungen unerlässlich sind für eine gesunde Entwicklung von Kindern, hat sich im Verlauf des letzten Jahrhunderts sehr detailliert ausdifferenziert. Der amerikanische Sozialforscher *Urie Bronfenbrenner* (1993) hat in einer Analyse der vorliegenden Forschungsergebnisse diese Grundbedingungen als „Universalien der Kindheit“ formuliert, die offenbar kulturunabhängig für Kinder in allen Gesellschaften wirksam sind. Auf den ersten Blick kommen diese Universalien sehr schlicht und wenig aufregend daher, stellen aber auf den zweiten Blick hohe Anforderungen an die Menschen, die diese Rahmenbedingungen für Kinder ausgestalten und begleiten.

Als ersten und wichtigsten Punkt nennt *Bronfenbrenner* stabile und kontinuierliche Beziehungen von Beginn an und über den weiteren Entwicklungsverlauf. Kinder brauchen mindestens eine Person, die ohne Bedingungen bereit ist, Außertägliches für dieses eine Kind zu tun, und dadurch die Chance eröffnet, dass das Kind eine personale Bindung zu dieser Person aufbaut wie auch umgekehrt diese zu dem Kind. Denn Bindung entwickelt sich nur in einem Kontext von verlässlicher Gegenseitigkeit in einem Klima von emotionaler Wärme und gegenseitiger Wertschätzung. In der Regel ist es mehr als

eine Person, die einem Kind diesen Kontext zur Verfügung stellt, nämlich das Mikrosystem der Familie. Und all unser Wissen belegt nachdrücklich, dass es gerade diese überschaubaren und verlässlichen, auf Dauer angelegten Strukturen der Familie mit ihren personalen Bindungen, der Wertschätzung und der Gegenseitigkeit sind, die die besten Entwicklungschancen für Kinder und Jugendliche bereit halten. In diesem Kontext kann das Kind Urvertrauen ausbilden als Voraussetzung für Selbstachtung und Achtung für andere und als Grundlage für die Ausdifferenzierung seiner Persönlichkeit im Verlauf seines Entwicklungsprozesses. Das Postulat von Kontinuität und Stabilität erweitert *Bronfenbrenner* von der sozialen Umwelt auch auf die zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen für Kinder: Zu viele Wechsel in den zeitlichen und räumlichen Strukturen sind nachteilig für die kindliche Entwicklung.

Als zweiten Punkt nennt *Bronfenbrenner* ein „mittleres Maß an Ordnung“, womit er eine überschaubare Regelstruktur der sozialen und physikalischen Umwelt meint, die dem Kind die Orientierung in seiner Lebensumwelt und das Verständnis für die Regelzusammenhänge ermöglicht. Diese Regelstrukturen sollten nicht zu eng sein, damit das Kind Raum zum Erproben der eigenen Impulse hat und sich in seinen Wirkungen erfahren kann. Sie sollten aber auch nicht zu offen und unverbindlich sein, da sie sonst keine Orientierungschancen bieten und das Risiko von Verwahrlosung entsteht.

Als dritten Aspekt postuliert *Bronfenbrenner* die „dritte Instanz“. Diese etwas spröde Kategorie meint über das Familiensystem hinaus verlässliche Strukturen in Nachbarschaft, Verwandtschaft und Gemeinschaften, die helfen, die familiäre Beziehungsgeschichte in anderen sozialen Kontexten zu generalisieren. Kinder brauchen ebenso die Beziehungen zu Gleichaltrigen, um sich in der Gegenseitigkeit zu rekonstruieren, aber auch die Beziehungen zu anderen Erwachsenen in den unterschiedlichsten Kontexten, um sich ihrer Entwicklungspotenziale zu vergewissern. Um es mit einem afrikanischen Sprichwort zu sagen: „It takes a village to raise a child!“ Gerade aus der Analyse von problematischen Entwicklungsverläufen von Kindern und Jugendlichen ist die Erkenntnis abgeleitet, dass die Vernetzung mit anderen sozialen Strukturen unerlässlich ist, um Entwicklungschancen für den Einzelnen zu sichern. Soziale Isolation scheint die kritischste Variable für die Risiken im Kindesalter zu sein, vor allem, wenn diese zusätzlich einhergeht mit familiären Beziehungsproblemen und Beziehungsbrüchen, aber auch häuslicher Gewalt und Substanzmissbrauch.

Unter einer sozialstatistischen Perspektive können wir heute in Deutschland von der „Familiarisierung der kindlichen Entwicklung“ sprechen, denn fast vier von fünf Kindern haben die Chance, bei beiden leiblichen Eltern im familiären Kontext bis zur Verselbstständigung aufzuwachsen; in den westlichen Bundesländern schwankt diese Zahl zwischen knapp 80 und teilweise über 90 Prozent, in den östlichen Bundesländern zwischen 65 und 75 Prozent. Die restlichen Prozente verteilen sich fast alle auf allein erziehende Familien oder Stieffamilien. In außfamiliären Betreuungsformen, von Pflegefamilien bis zu allen Varianten von institutioneller Betreuung, wie Heimen oder Wohngruppen, wachsen heute weniger als ein Prozent aller Kinder und Jugendlichen auf. Noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts lag diese Zahl bei fast 15 Prozent der Altersjahrgänge, und zwar als Folge des Zweiten Weltkriegs, der Millionen von Kindern zu Waisen gemacht hatte. Insofern hat das „Jahrhundert des Kindes“ immerhin bis zu seinem Ende den allermeisten Kindern die Chance gebracht, in ihrem Familienkontext erwachsen zu werden.

Wandel der Kinder- und Jugendhilfe in hundert Jahren

Wenn ich nun im dritten Teil meiner Überlegungen die Konsequenzen aus den beiden vorherigen Abschnitten auf die Praxis der stationären Kinder- und Jugendhilfe im konkreten Beispiel der beiden Kinderheime St. Josef in Berlin anwende, so scheint mir das plausibel möglich als eine Sicht auf den Wandel, der sich in der Kinder- und Jugendhilfe im 20. Jahrhundert vollzogen hat. Dieser Wandel fängt bei den Bezeichnungen der Einrichtungen an, betrifft aber auch die Organisationsstruktur, das Selbstverständnis und die Formen der professionellen pädagogischen Arbeit, wie sie sich in den Berichten der beiden Einrichtungen niederschlagen. Heute heißen beide Institutionen „Kinder- und Jugendhaus“ und vermeiden damit den traditionellen Begriff „Heim“.

Bei der Neuformulierung des KJHG gab es übrigens Bestrebungen, diesen Begriff völlig aus dem Gesetz zu eliminieren. Dieser wird von vielen Akteuren in der Kinder- und Jugendhilfe wie auch von den betroffenen Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern als stigmatisierend erlebt und mit Assoziationen von Großgruppen, kollektiven Prozessen, Anpassungsdruck und autoritärer Fremdbestimmung belegt. All diese Aspekte treffen sich in einer Kritik an der stationären Betreuung von Kindern und Jugendlichen, wie sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend formuliert wurde und als Teil der 1968er-Bewegung als „Heimkampagne“ (Holt die Kinder aus den Heimen!) zu einer Menge von strukturellen

Veränderungen in der institutionellen Betreuung von Kindern und Jugendlichen führte. Diese zunächst politisch begründete Kritik traf sich in vielen Punkten mit den Erkenntnissen der sozialwissenschaftlichen Forschung zu den langfristigen negativen Folgen institutionalisierter Betreuung und Erziehung, die als Begründungen in den langwierigen Reformprozess eingeflossen sind.

Das KJHG, seit 1990/91 in Kraft, spiegelt diesen Wandel in eindrucksvoller Weise: Im Fokus steht nun das Kind in seinem Anspruch auf bestmögliche Entfaltung seiner Persönlichkeit, und alle Hilfeleistungen sind an die Mitwirkung der Eltern gebunden, um in erster Linie das familiäre System zu stärken und zu stabilisieren. Erst nach Ausschöpfung solcher festigenden ambulanten Hilfeformen werden stationäre Hilfen in Betracht gezogen. Und auch hier haben sich die Erkenntnisse der Forschung umgesetzt: Dass die Einrichtungen kleiner geworden sind und die Gruppen einen geringeren Umfang haben, ist nicht (nur) ein Effekt der zurückgegangenen Kinderzahlen, sondern der Einsicht geschuldet, dass die Förderung und Begleitung von Kindern und Jugendlichen in Kleingruppen besser gelingen, weil in diesem Rahmen den je individuellen Besonderheiten und Bedarfen besser Rechnung getragen werden kann.

Neben der Individualisierung hat sich das Prinzip der Regionalisierung durchgesetzt. Das bedeutet, dass Kinder und Jugendliche nicht mehr kreuz und quer durch das ganze Land „fremdbetreut“ werden, sondern möglichst im selben Kontext verbleiben, in dem sie bisher gelebt haben, um die Entfremdung vom familiären Milieu und zu den gewachsenen sozialen Beziehungsstrukturen, wie Schule und Freunden, zu vermeiden. Damit ist eine gezielte Elternarbeit möglich, die inzwischen konzeptionell systematisch in die professionelle pädagogische Arbeit einbezogen ist.

Als weiteres Strukturprinzip hat sich eine hoch komplexe interne Differenzierung herausgebildet. Traditionale Heimgruppen waren oftmals nach Altersstufen gegliedert, was für einzelne Kinder bedeutete, mit jedem Erreichen einer Markierung den sozialen Verband wechseln zu müssen. Gegenüber einem solchen institutionenfokussierten Prinzip haben sich auf der einen Seite „familienanaloge“ Gruppenstrukturen etabliert, in denen die natürliche Vielfalt einer Familie als Chance wahrgenommen wird hinsichtlich Alters- und Geschlechtermischung, aber auch in der Durchmischung von Problemzusammenhängen, um Chancen für vielfältige Lernmöglichkeiten zu eröffnen. Dadurch erfährt sich der junge Mensch in

unterschiedlichen Rollen bei stabiler sozial-emotionaler Einbindung: Die Jüngeren lernen von den Älteren, und die Älteren haben manche Gelegenheit zu fürsorglicher Kooperation.

Daneben haben sich vielfältige Variationen von Wohngruppen herausgebildet, zum Beispiel als Verselbstständigungsgruppe für Jugendliche zum Schulabschluss und zur Berufseinmündung in einem anspruchsvoller Kontext von Selbstverantwortung und Selbstgestaltung, als Binnengruppe oder Außenwohngruppe. Gerade in der Begleitung von Übergängen, etwa zwischen Schule und Beruf oder zwischen Heimbetreuung und Verselbstständigung, gibt es einen klaren professionellen Bedarf, um diese krisenanfälligen Prozesse für den Einzelnen zu sichern. Für Kinder mit besonders erhöhtem emotionalem Bedarf an personaler Stabilität der Bezugspersonen wurden Gruppen mit innewohnenden Erzieherinnen und Erziehern gebildet. Zur Umsetzung des Inklusionskonzepts werden Kinder und Jugendliche multikulturell gemeinsam betreut, in anderen Gruppen auch Kinder und Jugendliche unterschiedlicher Beinträchtigungen.

In all diesen Bereichen sind die pädagogischen Akteure in den beiden St. Josef-Häusern seit hundert Jahren mit ganzem Herzen engagiert. Sie stellen einen kleinen institutionellen Kontext zur Verfügung, damit die Kinder und Jugendlichen, deren Herkunfts-familien die Rahmenbedingungen selbst nicht sichern können, die *Bronfenbrenner* in seinen Universalien skizziert, auch eine Chance haben, eben diese für ihren Entwicklungsprozess unerlässlichen Qualitäten auch erfahren zu können: Stabilität, Kontinuität und Verlässlichkeit der sozial-emotionalen Beziehungen, bedingungslose Akzeptanz jedes Einzelnen mit Wertschätzung und Unterstützung, klare Regelzusammenhänge zur Orientierung und soziale Vernetzung.

Getragen war dieses entschiedene Engagement für Kinder und Jugendliche von der Überzeugung des christlichen und katholischen Glaubens, in der Abwendung von Not für einzelne Kinder und die Gewährung eines sicheren und akzeptierenden Entwicklungsmilieus für jedes Einzelne von ihnen tägliches Umsetzen des Glaubens zu leisten und damit ein Signal für die Würde des Individuums als Abbild Gottes zu setzen.

In einem Punkt hat sich die Arbeit in diesen Einrichtungen jedoch gegenüber der Vergangenheit kritisch verändert. Heute ist die Zeitachse, in der die Heimunterbringung als Hilfe zur Erziehung im erwünschten Sinne Erfolge für die Betroffenen erbringen soll, enorm verkürzt. Das hat innere Gründe, die in der

schnellstmöglichen Rückführung der Kinder und Jugendlichen in ihre Herkunfts-familien liegen, aber auch äußere durch den Kostendruck der finanziierenden Jugendämter. Beide Begründungszusammenhänge sind auf der einen Seite legitim und gut nachvollziehbar, haben aber auch eine Kehrseite, die nicht immer dem Wohle des Kindes und seinen Entwicklungschancen dienlich ist. Denn Kinder und Jugendliche sind keine mechanisch agierenden Einheiten, die den professionellen Input in gegebener Zeit zuverlässig in den angestrebten Output umsetzen, sondern lebendige, verletzliche, selbst gestaltende Individuen mit einem persönlichen Recht auf diese Individualität, die sich nicht immer in linearen Entwicklungsfortschritten abbildet.

Die Hypothek aus Verletzungen und Enttäuschungen mit Ängsten, Selbstzweifeln, Wut und Verunsicherung, die sich bei den Kindern und Jugendlichen in den vorherigen Erfahrungszusammenhängen über die Zeit aufgebaut hat, braucht manchmal einfach mehr Zeit, das heißt längere professionelle Begleitung und Unterstützung, um zu einem stabilen und belastbaren Selbst-Bewusstsein und Selbst-Vertrauen gefestigt zu werden. Gerade weil die aktuelle Praxis in der Kinder- und Jugendhilfe zunächst alle plausiblen ambulanten Maßnahmen zur Abwendung von Problemlagen durchspielt und erst nach deren erwiesener Unzulänglichkeit die außerfamiliäre Unterbringung entscheidet, haben die betroffenen jungen Menschen, die dann in die Heimerziehung kommen, bereits einen längeren Prozess von Versuchen und Enttäuschungen über fehlgeschlagene Maßnahmen hinter sich. Das bedeutet im Einzelfall aber auch eine größere Verhärtung von Problemlagen durch die zeitlich längere Einwirkung von destruktiven Einflüssen und damit eine komplexere und schwieriger aufzuarbeitende Problemstruktur.

Diese ist in der gegebenen knappen Zeitperspektive kaum noch so zuverlässig aufzuarbeiten, um in eine stabile persönliche und soziale Kompetenz transferiert zu werden. Gerade hier gilt *Bronfenbrenners* Postulat der Kontinuität von Bindungszusammenhängen auch für den Kontext der institutionellen Betreuung als Voraussetzung für den Aufbau von verlässlichen eigenen Strukturen, die ein selbstreflexives und -verantwortliches Individuum auszeichnen. Darin ist aber nach all unserem Wissen die wichtigste und sicherste Grundlage für eine spätere autonome und selbstverantwortliche Lebensführung im Erwachsenenalter zu sehen. Für jeden Euro, den wir heute in diesem Kontext sparen, müssen wir morgen zehn Euro an die staatlichen Systeme sozialer Kontrolle wie Polizei und Justiz zahlen.

Schließen möchte ich meine Ausführungen mit einem Wort des indischen Dichters und Philosophen *Rabindranath Tagore*, und ich richte sein Wort an Sie alle, die Sie mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, sei es als Professionelle im pädagogischen Alltag in den Kinder- und Jugendhäusern St. Josef, sei es als Mütter und Väter in Ihren privaten Lebenszusammenhängen, sei es als politisch Verantwortliche bei der Strukturierung von Entscheidungen, sei es als administrativ Verantwortliche bei der Umsetzung von Regelungen und bei der Verwaltung von so genannten Sachzwängen, denn Sie alle sind mit verantwortlich für die Zukunft unserer Kinder und damit für die Zukunft unserer Gesellschaft. Eine Gesellschaft ohne Kinder und ohne Fürsorge für andere hat definitiv keine Zukunft. *Tagore* sagt: „Jedes Kind kommt mit der Botschaft, dass Gott noch nicht entmutigt ist über die Menschheit“ (*Tagore* 1996, S. 169). Ich danke Ihnen.

Literatur

- Bronfenbrenner, Urie:** Universalien der Kindheit? In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Was für Kinder – Aufwachsen in Deutschland. München 1993
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend** (Hrsg.): Zwischen Flexibilisierung und Verlässlichkeit. Siebter Familienbericht. Berlin 2006 (i. Verb.)
- Tagore, Rabindranath:** zitiert nach Clinton, Hillary Rodham: It takes a Village and other Lessons. Children teach us. New York/London 1996, S. 169
- Zinnecker, Jürgen:** Children in Young and Aging Societies: The Order of Generations and Models of Childhood in Comparative Perspective. In: Children at the Millennium: Where Have We Come From, Where Are We Going? London 2001, S. 11-52

Fehlerfreundliche Intervention in der Sozialen Arbeit

„Diesen Fehler bitte noch einmal“

Rainer Meerkamp

Zusammenfassung

Der Titel erinnert an das große Interventionsrepertoire Sozialer Arbeit. Eines der prosozial-konstruktiven Aktionsmuster ist die Fehlerfreundlichkeit. Der Rahmen für diese Variante der „Soziakunst“ und ihre Pointe wird aus mehreren Richtungen beleuchtet. Dazu dienen neun Beispieldramen zur gelassenen professionellen Fehlerfreundlichkeit, die von Kommentaren begleitet werden. Ich ergänze mit diesen Seiten zudem mein Plädoyer für eine bündnisfähige Soziale Arbeit in Kontexten wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins, das in dieser Zeitschrift kürzlich veröffentlicht wurde.

Abstract

Social work has developed a „repertoire“ of various socially helpful interventions. One way of intervening is presented here in detail: the fault-inclination, leaning wilfully towards the repetition of a fault. If a social interaction is going the wrong way, it may do so one more time. „Would you please repeat what's going wrong! Thank you.“ This intervention can break and neutralize clinched situations, can open them up and can stimulate a reflexion on what's going on and what everyone is doing. Nine examples for a fault-inclined social work are presented.

Schlüsselwörter

Handlungskompetenz - Jugendhilfe - Intervention - Soziale Arbeit - Fallbeschreibung - Experte

Vorbemerkung

Dies ist ein Beitrag zum sozialberuflichen Interpretations- und Interventionsrepertoire und zugleich eine Einladung, über das eigene berufliche Handeln und die eigenen Methoden der Situationsgestaltung nachzudenken. Die Beispieldramen stammen zwar zum größten Teil aus der Arbeit mit jungen Menschen, doch die Einladung richtet sich an alle Leserinnen und Leser. Wer in der Sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen etwas Positives erreichen und ihnen ein produktives Angebot machen will, wer sie begleiten und unterstützen, sie fördern will, wer in einer Problemsituation als Profi erleichtern, lindern, entspannen, gut helfen will, wer gar eine soziale Problemlage insgesamt auflösen, wer im Sinne des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) positive Lebensbedingungen schaffen will, steht für

eine Re-Inszenierung des schlechten, problembeladenen, dissozialen Altgewohnten entschieden nicht zur Verfügung. Dafür ist er viel zu gut geerdet – und als ein souverän agierender Freund des Gelingens hat er ganz anderes im Sinn.

Intervenieren heißt dazwischengehen. Das sozialarbeiterische Interventionsrepertoire besteht aus verschiedenen förderlichen und klugen Umgangsweisen, aus vorwärts weisenden, fachlich verantworteten Bündnissen mit dem Sozialen. Mal wird präventiv ein „niedrigschwelliges Angebot“ gemacht, es werden Gespräche geführt, Lob und Freundlichkeit verteilt, mal wird bewusst kämpferisch und herausfordernd interveniert, mal – zum Beispiel weil „Widerstand zwecklos“ – humorvoll mitgespielt, da Humor bekanntlich entwaffnet, mal wird gekonnt einer Interaktionsfalle ausgewichen und umgesteuert, mal nach den kostbaren prosozialen, nützlichen, guten Ausnahmen von der alten problemreproduzierenden Regel gesucht, mal wird in einer Clearing-Phase voller Neugier den zunächst undeutlichen Familiengeschichten und spezifischen Erbschaften/ Hypothesen dieses Kindes oder Jugendlichen nachgegangen, weil man besser verstehen will, wie man überhaupt zu einem für den jungen Menschen relevanten Akteur im entgleisenden sozialen Geschehen werden kann – wie auch immer, dem professionellen Erfindungsgeist und der Kreativität sind hier keine Grenzen gesetzt. Und zu diesem Repertoire von pädagogisch fruchtbaren Kooperationsformen und sozial konstruktiven Aktionsmustern zählt auch eine interessante Interventionsvariante mit dem Tenor: „Diesen Fehler bitte noch einmal! Und vielen Dank!“

Fehlerfreundlichkeit ist eine Form des Umgangs mit der Funktion, ein Ziel zu erreichen. Die folgenden Szenen zeigen, wann diese Umgangsform indiziert ist. Von der Pointe der neun Beispilsituationen darf vorab wohl soviel verraten werden: In verfahrenen sozialen Situationen mit hohem Eskalationsniveau, wie sie in einzelnen Feldern Sozialer Arbeit immer wieder ungewollt entstehen, können entdramatisierende, neutralisierende Interventionen hilfreich sein, wenn sie eine Kampfdynamik mindern, Bewegung ins erstarrte Spiel bringen, allen Akteuren eine Distanzierung von ihrem fruchtlosen Streit ermöglichen, Verhärtetes, Zementiertes einer Frontenbildung auflockern, als positive Konfliktlösungsstrategie einen neuen Bewegungsraum eröffnen, die notwendige Reflexion erleichtern. „Fehlerfreundliche Eröffnungsüge“, nach deren Vollzug es für die Beteiligten leichter wird, prosoziale Anschlüsse zu finden und konstruktiv-kampflos miteinander voranzukommen, werden in den nun folgenden Szenen dargestellt.¹

Szene 1: Mit dem Fahrrad durchs Treppenhaus

„Bitte tu mir den Gefallen und fahr nochmal mit dem Fahrrad durchs Treppenhaus, sei doch so nett! Du weißt, dass ich als Sozialarbeiter liebend gern viele Worte und viel Aufhebens um die einfachsten und selbstverständlichssten Dinge mache. Ich möchte dir gern zweimal statt nur einmal erklären dürfen, dass man nicht durchs Treppenhaus fährt. Sei mir zuliebe ein richtiger Problemjugendlicher, der so tut, als wüsste er von rein gar nichts! Arbeit mir bitte zu! Nett von dir. Und vielen Dank auch.“

Wie ist eine solche Szene zu kommentieren? Was ist das Gelungene an dieser Intervention? In der Jugendhilfe wünscht man sich Integration als Königsweg, will man soziale Desintegrationsprozesse aufhalten. Ausgliederung soll der Notausgang bleiben. Phantastische Nebenwege sollen begangen werden, heißt es öfter. In dieser ersten Szene wird in der Tat eingegliedert: Integration der „Störung“ ins Kommunikationsgefüge statt deren Exkommunikation, um es in psychoanalytischer Fachsprache zu sagen. Bei *Sigmund Freud* heißt es: Ich statt Es, Bewusstsein statt Abspaltung. Hier im Treppenhaus heißt es nun: Auftfordern und bitten ums Rad fahren statt bekämpfen und bestrafen, sich damit zugleich der zweipoligen Symmetrie von „Störung“ und „Störungsbekämpfung“ verweigern, sich mit der bewusst wiederholten dissozialen „Symptomatik“ sofort kurzzeitig verbünden, antikooperative Schwerter noch im Treppenhaus zu kooperationsbelohnenden Pflugscharen machen, aus einer „Gegenmaßnahme“ ganz schlicht eine Maßnahme machen, oder im Sinne der Überschrift: Intervenieren und der „anderen Seite“ mit einer unkonventionellen Einladung ein unerwartetes Lerngeschenk machen.

Auf diese Weise wird man den Kopf frei bekommen gerade auch im Falle von mitgeschleppten Verkrustungen und lagerbildenden Verfestigungen. Es gelingt hier im Treppenhaus, den Handlungsrahmen zu neutralisieren und zu transponieren, mit Ambivalenzfreundlichkeit raus aus der Kräfte vergeudenden Kampfzone zu kommen, eine Regelverletzung, eine „Störung“ zum Wohle des Jugendlichen neu zu deuten, sie umzudeuten und aus einem so genannten „Fehlverhalten“ ganz schlicht ein Verhalten zu machen: Mit dieser ersten kleinen Szene wird die Richtung bereits angedeutet, in die eine lockere fehlerfreundliche Intervention zielt, und es wird auch klar, dass genau genommen der Terminus Fehler von nun an nur in Anführungsstrichen zu verwenden ist. Ja, man soll aus seinen „Fehlern“ lernen, unter anderem auch, indem man sie wiederholt. Von *Sigmund Freuds* Motto „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“

kommt hier ein aktives, explizites Erinnern und die erbetene praktische Wiederholung des „Problemhandelns“ zum Einsatz; das problematische Handeln wird nicht *zwangsläufig* oder gar *zwanghaft* wiederholt, wenn hier explizit zu einem weiteren Auftritt eingeladen wird. Der vom Jugendlichen möglicherweise beabsichtigten Provokation wird spielerisch der Boden entzogen. Es geht um die Entwicklung eines Jugendlichen. Sein Entwicklungsprozess wird nicht durch einen Ausleseprozess ersetzt, der Beziehungen abbricht. Wachstum wird nicht durch Abspaltungen erreicht/versäumt, sondern durch die Integration alles „Guten“ und „Schlechten“ quasi auf einer neuen Stufe (Treppenstufe).

Eine unverkrampte professionelle „Fehlerfreundlichkeit“ wird es dem Kind oder Jugendlichen bestenfalls ersparen, den Weg ins Dissoziale später einmal rückblickend zu verdammnen, sich wegen des eigenen Sich-verrannt-Habens (oder Sich-verfahren-Habens) zu genieren und in der Erinnerung an frühe Irrwege und diesen Treppenhaus-Unfug eine Phase des eigenen jungen Lebens zu leugnen. Erziehung fördert Beziehung, und damit auch die Integration von Erfahrungen, die unter anderen Umständen abgespalten oder verdrängt würden. „Nicht ohne Befriedigung denke ich an die Fehltritte zurück, die ich mir in meinem Leben habe zuschulden kommen lassen: hätte ich sie damals nicht begangen, ich stünde heute als ein Schlechterer da“ (Keyserling 1990).

Szene 2: Ein Kasten Wasser für die junge Bettnässerin

Ein junges Mädchen, seit längerem diagnostiziert als „Bettnässerin“, kommt in eine Pflegefamilie. Nach ihrer ersten Übernachtung in der Familie ist auch dort das Bett durchnässt. Am nächsten Abend stellt die neue Pflegemutter dem Mädchen beim Schlafengehen einen Kasten Mineralwasser neben das Bett und sagt seelenruhig: „Meinetwegen kannst du den komplett leer trinken und ins Bett machen.“

Was macht diese Pflegemutter denn zu einer guten Pädagogin? Sie spricht deutliche Worte, die gute Startbedingungen schaffen können und dem überraschten Kind zu denken geben dürften. Es gibt sicherlich einen Augenblick der Irritation. Bestenfalls wird die Zentrierung der Aufmerksamkeit auf das aufregende Symptom, auf dessen Deutung und Bekämpfung ausgehebelt (ein mächtiges Symptom, auf das man als Erwachsener auch so schnell starrt wie das Kaninchen auf die Schlange). „Ich will Dir dein Symptom nicht wegnehmen“, signalisiert die Frau dem Mädchen. Mit der hochgradig dramatisierungsgeeigneten Unterscheidung „Trocken oder

nass?“ geht diese – dem beliebten Psychologisieren offenbar fern stehende – neue Pflegemutter anders um als andere, die sich aufs „Sorgenkind“ stürzen und alles noch schlimmer machen, festgehalten im Bannkreis des manchmal jahrelang bis endlos bekämpften, machtvollen Symptoms, das, da sind sie sicher, eine Antwort auf einen psychischen Konflikt darstellt, das auf eine tyrannisch-rigide Sauberkeiterziehung hinweist, auf eine Resignation des Kindes und so weiter.

Ja, man soll aus seinen „Fehlern“ lernen, auch indem man sie ganz entspannt fortführt und den Dingen nochmals und ungestraft ihren Lauf lässt. Das Symptom „Bettnässen“ ist für diese Pflegemutter (und bald auch für ihr Pflegekind) nichts, was (erfolglos) bekämpft oder versteckt und verleugnet werden muss. Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht, und vermeintliche Rückschritte können für das Vorankommen genutzt werden. „Auch aus Steinen, die in den Weg gelegt werden, kann man Schönes bauen“ (J. W. Goethe). Wer bei Kindern die „selbstautorisierte Freiheit zum Handeln und zur Selbstbezwigung“ verankert sehen möchte, kann und sollte nicht ständig „Fremdbezwigungsversuche“ starten – und sollte sich des Weiteren übrigens auch nicht darauf versteifen, die Kinder unbedingt und ausschließlich als Opfer von etwas zu beschreiben, als Opfer, die wie Kranke oder Behinderte von Eigenverantwortung und Selbsterziehung vorübergehend oder dauerhaft entlastet werden.

Die Freiheit der Zukunft des Mädchens wird von seiner souveränen Pflegemutter nicht durch eine festlegende, stigmatisierende begriffliche Opfer-Diagnose verbaut. Sie gesteht dem Kind seinen Eigensinn zu und versteht sein „Bettnässen“ als Handeln, und man darf gespannt sein auf den unspektakulären, undramatischen nächsten praktischen Schritt hin zur Lösung, an der vielleicht ein Kinderarzt mitarbeiten darf oder zu der eventuell die naturheilkundliche Intervention von Osteopathen beitragen wird. Das Symptom „Bettnässen“ wird demnächst wie von selbst verschwinden.

Szene 3: Das Geschirr im Keller

In einer Jugendwohngruppe sagt ein Mitarbeiter über eins der Kinder: „Ich schreie mir jeden Abend fast die Lunge aus dem Hals, aber er stellt als einziger sein Geschirr nach dem Abendessen einfach nicht in die Spülmaschine! Wir reden uns hier alle den Mund fransig!“ Alle im Team sind restlos nervös, man ist auf Problematik getrimmt, die Situation folgt einem simplen Reiz-Reaktions-Schema und eskaliert langsam. Als beratender Gast schlägt

ich bei der nächsten Teambesprechung eine „antithetische“ Intervention vor: Also soll der Junge sein Geschirr ab morgen bitte in den Keller bringen, und wenn man ihn dafür genau so bekneien und bequatschen muss, wie man es bislang ja auch schon beim vergeblichen Versuch tat, seinen Weg in die Küche zu erzwingen. Es soll interveniert werden, indem – das Wortspiel sei gestattet – ein künstliches Problem artifiziert wird.

Das unfreundliche Muster „Störenfried versus Störungsbeseitiger“, die sich selbst verstärkende, unschöne „Je mehr ... bei dem, desto mehr ... bei uns“-Handlungskette wird durch diese Beratung erfolgreich unterbrochen, die Situation kippt und das riesige Problem löst sich bereits am nächsten Tag in Luft auf – das Riesenproblem war nur ein Scheinriese, wie damals der Scheinriese Herr Turtur von der Augsburger Puppenkiste vor Jim Knopf und Lukas (Herr Turtur wurde immer kleiner, je näher man ihm kam). Probleme lösen sich in Luft auf, das Geschirr kommt am nächsten Tag – zur Verblüffung aller Mitarbeitenden – in die Spülmaschine, als wäre nie was gewesen!

Nach mehreren Beratungen dieser Art meint ein Mitarbeiter viele Wochen später verwundert: „Wenn wir ein Problem mit Ihnen besprechen, ist es hinterher nicht mehr da“. So kann's zugehen beim Problemlösen: Das Problem wird nicht im engeren Sinne erleidigt, sondern ausrangiert, weil es seinen Kurswert verloren hat. Ganz ähnlich sagte es der Philosoph *Ludwig Wittgenstein*: „Die Lösung des Problems des Lebens merkt man am Verschwinden dieses Problems.“ Das Kind ist der aktive Täter seiner Taten, der mit seiner altgewohnten Weigerung, sein Geschirr wegzuräumen, jetzt plötzlich nicht mehr den immer gleichen Effekt erzielt. Sein bislang beeindruckendes Symptom ist nun entmachtet, ihm fehlen die Mitspielenden. Das Kind läuft mit seinem Symptom bei den Profis ins Leere und muss sich, solange es noch eines braucht oder Wert auf „Verweigerung“ legt, ein anderes Symptom suchen. Dabei entsteht eine neue Bewegung.

Sein Helfer kann erwartungswidrig agieren statt erfolglos zu reagieren, offensiv initiativ werden, in der „one up position“, und er kann nach dem Verschwinden des „Geschirr-Symptoms“ personennah statt symptomnah weiterarbeiten, und sei es nur für einen kurzen Moment, in dem er das Kind im Anschluss an seinen Raum schaffenden „Eröffnungszug“ dabei unterstützt, sich zu sich selbst auf Distanz zu bringen und vorsichtig eine neue Essensordnung auszuprobieren. Denn auch dieser junge Mensch besteht

nicht allein aus mitgeschleppten „Problemen“ und schlechten Angewohnheiten, mit denen er sich seinen Helfern anbietet.

Szene 4: Die gestürzten Schachfiguren

Wiederholte schlechte drauf darf man sein, wie im Leben – so auch in der Jugendhilfe. Bitte sehr! „Du hast ja Tage wie gestern, an denen Du die Spiele der anderen mit Deiner ganzen Kraft störst. Wir beginnen gleich eine Schachpartie, und ich habe bereits alle Figuren dafür aufgestellt. Du kannst jetzt gern vorbeikommen und das Schachbrett umkippen, falls es für Dich heute erneut sehr wichtig sein sollte, ein Spiel zu stören.“ Welche Sozialkunst steckt in dieser Szene? Sie zeigt eine wirklich ehrlich gemeinte, freundlich-gelassene, entspannte Einladung an den „Störer“ zum „Ausagieren“ seiner „Störung“. Wer's einmal falsch gemacht hat, der kann's auch zweimal falsch machen. Doppelt hält besser. – Dazu auch das Wort Jesu: „Wer dich nötigt, eine Meile zu gehen, mit dem gehe zwei“ (*Matthäus 5,41*).

„Auf Erden lebt kein Menschenkind, an dem man keinen Mangel findet“, sagt ein Sprichwort. Da „Störungen“ in kindlicher Eigen-Regie geregelt hergestellt werden, kann man im Anschluss an die Bewältigung des destruktiven Agierens zur sofortigen Wiederholung des Ablaufmusters einladen, wie gesagt: in der „one up position“, statt – one down – abzuwarten, bis das Kind selbst zu einem unbekannten (und für den Profi ungelegenen, ihn auf dem falschen Fuß erwischenden) Zeitpunkt sich zur Wirksamkeit entschließt und seine Reinszenierung neu startet: „Möchtest du die ganze anstrengende Szene noch ein zweites Mal, dann können wir jetzt gleich gerne nochmal von vorn anfangen. Ich hab die Zeit dafür, oder reicht es dir für heute und wir machen nachher was Schöneres?“ Es scheint so, als ob die Soziale Arbeit hier dem Heilprinzip der naturheilkundlichen Homöopathie folgen würde, das ihr Begründer *Samuel Hahnemann* in die Formel brachte: Ähnliches werde mit Ähnlichem geheilt.

Szene 5: Jugend hilft

„Unsere Arbeitsplätze in der stationären Jugendhilfe sind sicher, solange wir Kinder haben, die regelmäßig problematisches Verhalten zeigen, sodass sie uns und dem Jugendamt den immer wiederholten Beweis liefern für unseren weiterhin gültigen Erziehungsaufrag. Auch du kannst mit deinem Verhalten zu unserer Arbeitsplatzsicherheit beitragen. Sei so gut. Wir danken dir, auch im Namen unseres Arbeitgebers. Sollte die Belegungsquote demnächst unter einen bestimmten Prozentsatz fallen, sollte unser Arbeitsplatz gefährdet sein, dann brauchten wir für

ein paar Wochen Jugendliche, „denen nicht zu helfen ist“, und würden dann gerne auf dich als Problemlieferant zurückgreifen, weil du ja aller bisherigen Erfahrung nach doch immer noch ein Problem-Ass aus dem Ärmel ziehen kannst.“

Was macht diese Szene zu einem Beispiel guter Sozialer Arbeit? Das auf den ersten Blick nur Negative eines „Problemverhaltens“ verbirgt Positives in sich. Hier und da ist von Jugendhilfe-Profis zu hören: „Wir bieten den Kindern zu wenig positive Lösungen an“, doch die hier gesammelten Szenen definieren eine „Verhaltensstörung“ als etwas Positives, mit dem man sich vorübergehend anfreunden kann, das man unterstützt (auch wenn man dann – zugegeben – bei anderen Gelegenheiten keine Wahl hat und etwas unterbinden muss, auch wenn es natürlich weiterhin richtig ist, immer ein alternatives prosoziales Handlungsangebot in petto zu haben). „Siehst du diese Strichliste an unserer Pinwand? Wenn du es schaffst, dass die Polizei deinetwegen zehnmal bei uns anruft oder eine Zuführung macht, gibt's für alle Mitarbeitenden Kaffee und Kuchen, und die Zwei-Euro-Münzen in dem Weckglas mit der Aufschrift ‚Dank an Dennis‘ hier auf dem Schreibtisch verdanken wir alle den ‚Scheißbauen‘-Aktionen vom lieben Dennis, pro Aktion zwei Euro für uns Mitarbeitende – er bringt hier richtig Geld rein mit seinem schlechten Benehmen und seinem Entwicklungs-rückschritt, und wir werden das im Team feiern, sobald das Glas voll ist.“

Solche Angebote zur gespielten (und einträglichen) Wiederholung eines „Fehlers“ haben für einige Professionelle etwas Seltsames und Schräges an sich, weil diese mit ihnen ins „feindliche Lager“ überzulaufen scheinen, statt wie gehabt als Fels in der Brandung für Ordnung zu sorgen. In der Tat, nicht nur die junge Kundschaft, auch sie selbst kommen in diesen Szenen in Bewegung und finden zu neuen „Ja/Nein“-Stellungnahmen, zum Beispiel was die Einträglichkeit eines so genannten Problems oder Symptoms betrifft. So auch bei der folgenden etwas merkwürdig erscheinenden Übung.

Szene 6: Versinken in Schulmüdigkeit

Mit dem zunehmend „schulmüden“ Schüler und seinem müdigkeitsfreundlichen Lehrer wird ein Unaufmerksamkeitstag pro Woche vereinbart, an dem der Schüler die Aufgabe hat, nur räumlich anwesend zu sein, vom Unterrichtsthema absolut nichts mitzubekommen und sich abzulenken, so intensiv er kann, sodass er mittags nicht weiß, was heute im Unterricht behandelt wurde. Auch das ist ein (im ersten Moment vielleicht seltsam anmutender) Weg, etwas

für die Selbstachtung des Schülers zu tun. Und auch diese Intervention zeigt zugleich gelassene Fehlerfreundlichkeit an: ruhig mal etwas verordnete Regression vor der nächsten Progression.

Das ist auch schon der Kern des ganzen Anliegens einer „fehlerfreundlichen“ Hilfe. Der nächste Schritt auf diesem Wege: Als Hausaufgabe schreibt der Schüler dann eine Woche später einen Aufsatz zu seiner Kunst, sich so gekonnt abzulenken – sofern er dafür nicht zu müde ist. Das Thema des Aufsatzes könnte etwa lauten: „Wie ich es jeden Dienstag schaffe, in Müdigkeit zu versinken und absolut nichts vom Unterricht mitzukriegen.“ Im Sinne dieser Hausaufgabe bewährt sich der einmal pro Woche „von Müdigkeit überwältigte“ Schüler in der Schule; sein Lehrer gibt ihm eine Hausaufgabe, mit der er den Schüler nicht zum Verlierer abstempelt, sondern ihn seine Kunst des Abgelenkseins schildern lässt: da sein und doch nicht dabei sein.

Ohne eine reflexive Distanzierung von seiner aktiv produzierten „Schulschwierigkeit“ und „Müdigkeit“ kann der Schüler zu sich und seiner anerkannt hohen Könnerschaft des Abschaltens in seinem Aufsatz nichts schreiben, und Reflexion ist jetzt allerdings hoch willkommen. Anläufe zum „Schulversagen“ stellen eine Aufgabe dar, bei deren Bewältigung man schließlich nicht nachlassen darf und zu der man sich ruhig Gedanken machen soll. Und auf den einen versäumten Vormittag pro Woche kommt es nach der vorangegangenen langen Abwärtsentwicklung nun wirklich nicht an, wenn es jetzt um die Integration des „Müdeseins“, um Ich-Integration („Unterstützung der Identitätsentwicklung“) und Reflexion eigenen Tuns geht.

Das weitere Procedere könnte etwa so aussehen: Nach ein paar Wochen und mehrfachen Präzisierungen seines Aufsatztextes kann der Schüler dann, sofern der Bedarf besteht, an kalendarisch geraden Tagen versuchen zu lernen und an kalendarisch ungeraden Tagen weiter, gekonnter und bewusster denn je „schul-distanziert“ und „unterrichts-phobisch“ auftreten. Schüler *und* Lehrer machen an geraden und ungeraden Tagen neue Erfahrungen mit ihren vermutlich hoch ambivalenten Haltungen zu Aspekten des Schulalltags, die der Rede wert sind und die sie am Ende dieser Phase, unterstützt durch den Kontext der Schulsozialarbeit, gemeinsam auswerten. „Erfahrungen durchbrechen die Routine des Selbstverständlichen und sind ein Springquell von Kontingenzen. Sie durchkreuzen Erwartungen, laufen den gewohnten Wahrnehmungsweisen entgegen, lösen Überraschungen aus, bringen Neues zu Be-

wußtsein. Erfahrungen sind stets *neue* Erfahrungen und bilden ein Gegengewicht zum Vertrauten“ (Habermas 1989, S. 85). Die dem Schüler und seinem ambivalenzfreudlichen Lehrer wohlvertraute „Schulmüdigkeit“ wird in einen neuen Rahmen gesetzt und ändert sich dadurch, dass sie genauer betrachtet wurde. Auch der unbeirrte „chronische Schulbesuch“ der allermeisten Mitschüler und -schülerinnen dieses „müden“ Schülers könnte anschließend einmal zum Thema gemacht werden.

Szene 7: Rumschreien und Ausflippen nach Wunsch

Eine Sozialarbeiterin in einer Jugendhilfeeinrichtung bittet um meine Beratung, weil ein Jugendlicher für sie zu einer unerträglichen Belastung geworden ist. Seine endlosen Beleidigungen, gemeinen Pöbeleien unterhalb der Gürteleinie, seine Phasen von Zerstörungslust, die sie während ihrer Arbeitszeit miterlebt, nimmt sie leider persönlich, und die sind für sie nicht mehr auszuhalten. „Er bestimmt mich. Ich stehe vor dem Nichts!“, sagt sie mir, als Professio-nelle der Ohnmacht nahe. Am Ende unseres Beratungsgespräches wird für sie eine Verhaltensaufgabe abgesprochen, mit der es ihr stimmungsmäßig sogleich besser gehen wird: Beim nächsten Dienstantritt wird sie so schnell wie möglich, nach der Lektüre des Teambuches und der Begrüßung des Kollegen, den Jugendlichen ansprechen und ihn bitten, sie zu einem von ihr festgelegten und ihr passenden Zeitpunkt, zum Beispiel vor dem Abendessen, zu beleidigen und dafür möglichst seinen gesamten bekannten ordinären Wortschatz einzusetzen. „Könntest du bitte um 19 Uhr zum Rumschreien und Ausflippen ins Wohnzimmer kommen?“

Ihrem nächsten Dienstbeginn sieht die Sozialarbeiterin nun nicht mehr verzweifelt entgegen. Die Provokationen des Jugendlichen wird sie besser ertragen können, wenn sie diese selbst aktiv provoziert. Welche neuen Möglichkeiten werden mit dieser Intervention eröffnet? Ein schwer zu ertragendes Verhaltenssymptom wird hier bewusst verschrieben: „Ein verschriebenes Symptom tritt nicht mehr, spontan‘ auf. Es zeigt sich vielmehr unter bewusster Kontrolle. Damit aber wird die bislang unbefragte Prämissen, Symptome ließen sich von dem, der unter ihnen leidet, nicht verändern, ungültig. Ein Symptom, das sich hervorrufen lässt, kann auch zum Verschwinden gebracht werden. Wer sein Symptom verschwinden lassen könnte, es aber trotzdem bei behält, will es (bewusst oder unbewusst) behalten. Das wiederum wird die anderen anders reagieren lassen“ (Simon; Stierlin 1984, S.351). Die Verhaltensbeschreibung bietet eine Lerngelegenheit.

Ein psychohygienisches Argument spricht ebenfalls für ein breiteres und symptom- und fehlerfreundliches Interventionsrepertoire: Kinder haben immer die besseren Nerven und verfügen über viel mehr Energie, mit der sie sich unter anderem in ihren Sackgassen verrennen, und in Gruppenangeboten sind sie immer in der Überzahl. Erwachsene sind im Vergleich zu ihnen nervlich dünnhäutiger, schlapper – und schlecht beraten, wenn sie sich bei ihrer Interventionskunst immer wieder persönlich provozieren lassen und sich ganz aufs Dagegenhalten verlegen, anstatt gelassen zu reagieren. Ihnen droht das so genannte Burn-out. Im Alltagsleben hört man hier und da die Äußerung: „Es gehören immer zwei dazu: Der eine, der’s versucht, und der andere, der’s mitmacht“. Noch ein Wort zum planvollen Ignorieren des Problems, zur „Arbeit der sorgsamen Nichtbeachtung“ (Goffman 1980, S. 56) beim Symptomhandeln der Jugendlichen: „Zu wissen, was not tut und sich von Störendem fernzuhalten, das ist Lebенskunst“ (Heuschele 1968).

Szene 8: Opfer und Täter in einer Person

Ich erinnere mich an einen Fallbericht von Gunther Schmidt, Arzt, systemischer Therapeut und Hypno-therapeut aus Heidelberg, der vor Jahren über seine Therapie eines Alkoholikers berichtete. Der Patient hatte die Aufgabe bekommen, sich jeden Montag zu betrinken und dafür selbst alles Nötige einzukaufen und später die weitere Aufgabe, jeden Mittwoch das für ihn übliche Quantum zu trinken, nur jetzt als Mineralwasserquantum, sich aber haargenau so „betrunken“ wie montags zu verhalten. Was macht diese Aufgaben zu Beispielen für eine konstruktiv helfende Intervention? Die beiden Aufgaben verstörten den Trinker, der sich seinem eigenen Selbstverständnis nach bislang passiv-hilflos dem Suff hingegeben hatte, nachhaltig. Aus seiner „Sucht“ wurde eine schlechte Angewohnheit.

Ich kehre zurück zum Kontext Jugendhilfe. Jugendliche und Helfende lernen sagen: „Ja, ich bin es, der hier handelt und ausflippt.“ Die schreckliche Dynamik der Situation, der man sich ausgeliefert fühlt (à la „Kontrollverlust“ des Trinkers), wird unterbrochen. Die (verlorene) Handlungsalternative kann man (zurück)gewinnen, abgebrochene und fehlgeleitete Bildungsprozesse kommen dank der „Diskontinuierungsarbeit“ der Professionellen in Bewegung. Bewegung erhöht die Chance für Neues und hilft dem Selbstbewusstsein. „Das revolutionäre Bewußtsein drückt sich in der Überzeugung aus, daß ein neuer Anfang gemacht werden kann“ (Habermas 1993, S. 605). Die Akteure werden zu „Autoren ihres Schicksals“ (ebd., S. 606), das sie in die eigene Regie über-

führen. „Es liegt an mir.“ Sie wollen und können einen Neuanfang machen, für dessen Folgen sie die Verantwortung übernehmen – Progression statt Regression, Vorfall statt Rückfall, im Rahmen der „Beteiligungskultur“.

Der anfangs unbeholfene Jugendliche, der sich sozialen Situationen ausgeliefert fühlt, der sich schnell verheddert und verkeilt und dann „ausflippt“, kann später Reaktionsverzögerungstechniken erlernen, die sein blindes, stereotypes „Nichts-Mitkriegen“ oder verhängnisvoll-spontanes „unwillkürliches Ausrasten“ verzögern, er kann „Das-lasse-ich-alles-an-mir-vorbeilaufen“-Unkonzentriertheitsübungen machen, sodass man bei ihm nicht mehr „das Knöpfchen drücken“ kann, bei dem er programmgemäß ausrastet. Er wird zum selbstbestimmten Produzenten/Co-Produzenten der eigenen Entwicklung. Mit Würfeln, Münzwurf und Streichholzziehen, das heißt ohne große Worte, können übrigens „vom Schicksal“ neue Handlungsalternativen hinzukommen, falls jemand die eigene Verantwortung für seine Eigenregie noch scheut und nach der manchmal jahrelangen Gewöhnung ans Opfer- und Problemkind-Dasein („Ich bin gestört“) noch nicht so klar als durchauszurechnungsfähiger Akteur mit starken Ich-Funktionen dastehen will.

Szene 9: Von Alexander Iwanowitsch Medwedkin zum Videodokument

Acht Szenen zu einer entspannten, gelassenen, fehlerfreudlichen und teilweise paradox anmutenden Interventionsmethode sind bislang geschildert worden. Nun folgt noch ein Blick auf die Szenerie, der, mehr als bislang geschehen, die Interventionsform der direkten Reflexion herausstellt und damit einen neuen Themenschwerpunkt bietet. Die nachfolgend empfohlene Bilddokumentation irritiert eingefahrene Wahrnehmungsmuster, unterstützt das Nachdenken über die schwierige soziale Interaktion und verändert dadurch das Setting.

Die Geschichte beginnt in Russland. *Alexander Iwanowitsch Medwedkin* (1900-1989) war Theaterregisseur und für einige Zeit Propagandachef der Roten Armee gewesen, als er im Dezember 1931 mit einem in der Geschichte des Films einmaligen Experiment begann. Er wurde in der Zeit des ersten Fünfjahresplans der Leiter des „Kinoguges“, eines Filmstudios auf Schienen mit 32 Mitarbeitenden, mit einem voll ausgestatteten Labor, Kopierwerk, Schneiderraum und einem geländegängigen LKW im letzten der drei Waggons. Außerdem stellte man eine eigene Zugzeitung her. 1932 und 1933 fuhr dieser Zug durch viele Gebiete der Sowjetunion. Aufgabe

war es, das Leben der Menschen auf frischer Tat einzufangen, es im Film in seiner ganzen Unmittelbarkeit aufzunehmen und das Gesehene gleich an Ort und Stelle zu zeigen.

Medwedkin glaubte an die Ideale der Oktoberrevolution. Als ein guter Chronist das zu zeigen, was es im kommunistischen Alltag zu sehen gibt, ohne mit den Bildern zu täuschen, war seines Erachtens revolutionär. Er verstand sein Kino als unmittelbare Intervention, um die Welt zu verbessern, und wollte die Wahrheit des Lebens zeigen, statt der arrangierten, inszenierten, von den Bürokraten der Partei gleichgeschalteten Wirklichkeit. Etwa 200 Aktualitätenfilme entstanden in den zwei Jahren des Kinozugs, in denen das Zentralkomitee sein Tun billigte. Das Filmteam des Wanderstudios machte sich am jeweiligen Ort besonders mit den Schwierigkeiten bei der Durchführung der von der Partei initiierten Aufgaben vertraut. Der Dokumentarfilm des Tages war seine Rückkopplung, sein Kommentar. Manchmal konnte das am Tag vor Ort gedrehte Material ohne Verzug noch am selben Abend vorgeführt werden. Die Darstellenden auf der Leinwand waren abends dann die Zuschauenden des *Medwedkinschen* Films – der zugleich „ihr Film“ war.

Die Bilddokumente der aus dem Blickwinkel der Kamera gesehenen Wirklichkeit waren ein bewegendes Ereignis und funktionierten als Einführungen zur Diskussion zwischen dem Filmteam und der jeweiligen einheimischen Bevölkerung. Einige der abendländlichen Debatten sind ihrerseits ebenfalls gefilmt worden. *Medwedkin* fragte sich, warum in den Kolchosen so schlecht gearbeitet wurde. In einem Interview von 1971 erinnerte er sich: „Wir filmten und verglichen auf der Leinwand die guten und die schlechten Arbeitsweisen. Nach der Vorführung des Films ergriffen wir das Wort: ‚Genossen, was tut ihr? Behandelt man so sein Brot, seine eigene Arbeitszeit? Das bringt euch nichts.‘ Als wäre ein Damm gebrochen, legte jeder los, ungewohnt heftig.“ *Medwedkin* wollte die Arbeiterdemokratie. Die Filme wurden, sobald sie ihren unmittelbaren Zweck erfüllt hatten, zumeist weggeworfen. Nur ein kleiner Teil der Bilddokumente fand für Reportagen Verwendung, die dann auch andernorts im Lande gezeigt wurden, versehen mit Filmtiteln wie „Brief an die Kolchobauern“, „Lokomotivmechaniker, wo ist euer Einsatz geblieben?“ oder „Wie lebst du, Bergbau-Genosse?“, und versehen mit *Medwedkins* scharfen satirischen und politischen Kommentaren.

Was können Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter diesem Beispiel entnehmen? Wie kann es die eige-

ne pädagogische Inspiration unterstützen? Eine auf Filmdokumente des eigenen Handelns gestützte Reflexion ist ein Werkzeug, um besser hinzusehen und eigenes Tun neu zu überdenken. *Alexander Iwanowitsch Medwedkin* unterstützt das Aufmerken und Innehalten, die Rückbesinnung und Rekonstruktion eigenen Handelns und Denkens, die Selbstaufklärung. Qualität wird gesichert, weil Reflexion auch gegen das unbefragt-schwungvolle Immer-so-weiter-Machen, das als „Kontinuität des Irrtums“ auch zur Falle werden kann, ein kostbares Neudenken anbietet. Heutzutage wird nicht mehr gefilmt, denn wir haben jetzt die Videokamera und den Videorekorder. Auch eine Videodokumentation ist eine hilfreiche Intervention, die ins Repertoire der Sozialen Arbeit (nicht nur mit Kindern und Jugendlichen) gehört: Soziale Situationen, die von ihnen zerstört werden, können die Akteure sich kurz danach unzensiert anschauen. Sie beobachten sich und ihr Tun von vor zwei Stunden, als sie mit dem Fahrrad im Treppenhaus standen, als sie beim Essen lärmten, als sie die Schachfiguren umwarfen, als sie nach dem immer gleichen Schema im Wohnraum ausrasteten, und sie können „aus dem Blendwerk der unmittelbaren Realität heraustreten“ (Holm-Hadulla 1997, S. 131) und können dazulernen: „So gehe ich vor, so

also sieht es aus, wenn ich die anderen störe.“ Auch diese Form der Wiederholung mittels Bild-und-Ton-Dokument und der Distanz schaffende Blick auf den Alltag hat Folgen.

Der Mensch orientiert sich in Zeit und Raum, auch dann, wenn er Blödsinn macht. Deshalb eine kleine Erinnerung an das Messen der Zeit. Mit der Stoppuhr kann gemessen werden, zum Beispiel in der Tagesgruppe: „Ich bin mir sicher, daß es heute keine drei Minuten 40 Sekunden dauern wird, bis ihr die erste Sauerei auf dem Mittagstisch zustande bringt. Das geht sicher schneller als gestern, als ich die Zeit von 3:40 gestoppt habe, die verging, bis jemand einen Lappen aus der Küche zum Aufwischen holte.“ Die Wette gilt! Die Transposition der unerwünschten Kampfszenerie auf eine humorvoll-spielerische Ebene lässt sich auch so einleiten, und damit kann man eine Ergänzung beziehungsweise Alternative zum permanenten Dämpfen, Dagegenhalten und Kontrollieren anbieten. Man kann jetzt über Spielregeln sprechen: „Gilt das, wenn mir wieder versehentlich mein Glas mit Apfelsaft umfällt?“, will ein Kind wissen, dem das Glas bei jedem Essen umfällt. Mit einem Ermöglichungsrahmen statt eines Bekämpfungs- und Clinchszenarios, mit Humor und

Anzeige Bank

Spielerischem wird die ewige zweipolig-symmetrische Unterscheidung und Geschäftsordnung von „Ausflippen versus Eingreifen“, die starre Rollenverteilung von „Terrorisieren versus Sanktionieren“ aufgehoben und auf ein anderes Gleis gebracht.

Mit dieser Ergänzung des Interventionsrepertoires um ein quasi-experimentelles Beziehungsspiel wird auch einem Abgleiten in die bloße Sozialtechnologie des Sozialingenieurs vorgebeugt, das ich bei früherer Gelegenheit (siehe Anmerkung) dargestellt habe. Aus dem „gestörten“ Kind der Tagesgruppe wird ein Spielpartner, der eventuell lächeln wird, wenn er die Einladung hört, sein „Fehlverhalten“ von gestern heute originalgetreu neu oder sogar noch perfekter zu inszenieren. Die Symptomproduktion und ihre Korrektur wird als kollegiales Verhältnis auf Gegenseitigkeit gestaltet, miteinander statt gegeneinander, und das ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur Erziehung. Individuierte Subjekte übernehmen soziale Verpflichtungen „wie von selbst“, unvollständig individuierte Subjekte üben da schon mal, zunächst dissoziale Verpflichtungen zu übernehmen, wenn sie darum gebeten werden. Wenn sie entgegen der Einladung nicht „stören“, so wurden sie – erstens – doch immerhin auf sich selbst und ihr Tun aufmerksam gemacht und haben – zweitens – auf die Neuinszenierung ihres störenden Verhaltens verzichtet, was allen Erziehenden nur recht sein kann.

Eine eigentümliche Rechte-Pflichten-Konstellation mit einer zunächst seltsam anmutenden Entpflichtungs-Verpflichtungs-Struktur liegt hier vor: Dem die sozialen Regeln störenden, dem „gestörten“ Kind wird wieder aufgetragen, erneut zu stören und eine soziale Regel zu verletzen. Doch der Anfang für wechselseitiges Aufeinandereingehen und für den weiterreichenden Austausch im Zuge wechselseitiger Identitätsbildung ist gemacht, wenn eine „Störung“ als individuelle Fähigkeit anerkannt wird, wenn ein deutliches „Ja!“ zu Bewegung und Umwegen und sogar der „Da capo!“-Ruf der helfenden Professionellen ertönt.

Anmerkung

1 Zugleich bieten diese Szenen zu meiner früheren Aussage „Der Sozialtechniker braucht kein Arbeitsbündnis“ auch einen sie ergänzenden positiven „Gegentext“ (Meerkamp, R.: Der Sozialtechniker braucht kein Arbeitsbündnis. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): Jugendsozialarbeit inform 2/2002) und erweitern meine bisherigen Anmerkungen zu Interventionen und Problemlösungswegen der Sozialen Arbeit nicht nur mit Kindern und Jugendlichen (Meerkamp, R.: Qualität in der Jugendsozialarbeit systematisch gestalten: ein Problem-Lösungs-Weg. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): Jugendsozialarbeit inform 1/2003). Mein Anliegen eines pro-

duktiven Helfens habe ich in dieser Zeitschrift bereits mit einem Beitrag verfolgt: „Hilfst du mir, dann helf ich dir“ (Soziale Arbeit 11/2005, S. 410-416). Wenn man mit gelassener Fehlerfreundlichkeit aus der nutzlosen Wiederholung einer entglegenden sozialen Interaktion herausfindet, bietet die Maxime des wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins und der Kooperation den richtigen Rahmen für prosoziales Helfen.

Für hilfreiche Kommentare zu meinem Text danke ich Michael Geszler, Jörg Böhm und Alexander Mavroudis. Für die Inspiration danke ich Renate von Huebbenet.

Literatur

- Goffman, Erving: Stigma. Frankfurt am Main 1980
Habermas, Jürgen: Nachmetaphysisches Denken. Frankfurt am Main 1989
Habermas, Jürgen: Faktizität und Geltung. Frankfurt am Main 1993
Heuschele, Otto: Augenblicke des Lebens. München 1968
Holm-Hadulla, R.M.: Die psychotherapeutische Kunst. Göttingen 1997
Keyserling, Hermann von: Das Reisetagebuch eines Philosophen. Frankfurt am Main/Berlin 1990
Simon, F.B.; Stierlin, H.: Die Sprache der Familientherapie. Stuttgart 1984
Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt am Main 1989

Förderung des Nichtrauchens in der offenen Kinder- und Jugendarbeit

Ergebnisse einer Befragung in Berlin-Mitte

Herbert Beckmann

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt die Ergebnisse einer Studie¹ vor, die das Ziel verfolgte, Probleme der Förderung des Nichtrauchens in der offenen Kinder- und Jugendarbeit herauszuarbeiten und Wege zu ihrer Überwindung zu finden. Auf der Grundlage qualitativer Interviews mit Mitarbeitenden in exemplarisch-typischen Kinder- und Jugendeinrichtungen des Bezirks Berlin-Mitte wurden (erstmals in Deutschland) aktuelle hausinterne Regelungen der Einrichtungen zum Rauchen/Nichtrauchen systematisch beschrieben und kategorisiert sowie förderliche und hemmende Faktoren auf dem Weg zu rauchfreien Einrichtungen herausgearbeitet. Der Beitrag stellt die Ergebnisse zusammenfassend vor und formuliert abschließend die Konsequenzen für pädagogische Standards beziehungsweise Fortbildungsinhalte zur Förderung des Nichtrauchens in der offenen Jugendarbeit.

Abstract

This contribution presents the results of a study which has been targeted to elaborate on problems related to promoting non-smoking within the field of open children and youth work, and to find ways to overcome these problems. On the basis of qualitative interviews taken with employees who work in exemplary and typical children and youth facilities in Berlin-Mitte, current internal rules of these facilities concerning smoking and non-smoking have systematically been described and categorised for the first time in Germany. Moreover, promoting and inhibiting factors on the path to non-smoking facilities have been worked out. This report summarises the results of the study and, in conclusion, formulates the consequences for pedagogic standards and contents of further education in order to promote non-smoking in open youth work (Übersetzung Belinda Dolega-Pappé).

Schlüsselwörter

Rauchen - Jugendarbeit - Jugendfreizeiteinrichtung - Mitarbeiter - Jugendlicher - Untersuchung - Berlin

Zur Problemlage

Rauchen gehört zu den in der Bevölkerung verbreitetsten und zugleich gesundheitlich am meisten schädigenden Süchten. Der Tabakkonsum macht

rasch abhängig und je länger er andauert, desto schwieriger wird der Ausstieg, desto schwerer fällt die Abstinenz; je früher er beginnt, desto gravierender sind die gesundheitlichen Folgen und Risiken (Beckmann; Mechnich 2001). Deshalb gilt besonders mit Blick auf die Tabakabhängigkeit von Kindern und Jugendlichen das vorrangige Ziel einer wirksamen Suchtprävention. Gleichwohl beginnt in Deutschland alljährlich eine nach wie vor große Zahl von Kindern und Jugendlichen zu rauchen.

Seit 1993 wird in repräsentativen Erhebungen (*Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2004, 2005*) festgestellt, dass mindestens jede/r fünfte Jugendliche zwischen zwölf und 17 Jahren ständig oder gelegentlich raucht; zwischenzeitlich, 1997 und 2001, war es sogar jede/r vierte Jugendliche, und von den ostdeutschen Jugendlichen dieser Altersgruppe rauchte im Jahr 2004 sogar jede/r dritte (33 Prozent), Mädchen und junge Frauen (35 Prozent) häufiger als ihre männlichen Altersgenossen (32 Prozent).

Nicht nur angesichts der Problemlage des Rauchens von jungen Menschen, sondern auch mit Blick auf das Passivrauchen empfehlen Gesundheitswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler neben verstärkten verhaltenspräventiven Maßnahmen unter anderem auch die „Schaffung von rauchfreien öffentlichen Einrichtungen ..., insbesondere an Orten, die häufig von Kindern frequentiert werden. Dazu gehören unter anderem öffentliche Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen, Sportstätten, Einkaufszentren, Gastronomie sowie öffentliche Transportmittel“ (Bornhäuser; Pötschke-Langer u.a. 2003, S. 30). Selbstverständlich sind auch Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen hierzu zu rechnen.

In Anbetracht der in der Vergangenheit oft unterschätzten Gesundheitsgefährdungen durch das Passivrauchen, besonders auch für jüngere Kinder (wie zum Beispiel Atemwegsinfektionen, Lungenstrukturveränderungen, Schädigung der Arterien, Mittelohrentzündungen, Kopfschmerzen, verminderte körperliche Leistungsfähigkeit), wird darauf verwiesen, dass mit schlichtem Lüften von Räumlichkeiten, in denen geraucht wird, das Problem keineswegs gelöst ist: „Maßnahmen, die ausschließlich auf Ventilation beruhen, sind nicht ausreichend, um ein rauchfreies Umfeld zu schaffen, da kein Nachweis für einen gesundheitsunschädlichen Schwellenwert für Tabakrauch in der Raumluft existiert. Vielmehr ist das Rauchen an den genannten Orten generell zu untersagen“ (ebd.). Diese Forderung wird umso verständlicher angesichts der Erkenntnis, dass Innenräume, in denen geraucht wird, eine dauerhafte Quelle für

die im Tabakrauch enthaltenen Schadstoffe darstellen, auch dann, wenn dort gerade nicht geraucht wird: „Die schadstoffbeladenen Partikel des Tabakrauches lagern sich an Wänden, auf dem Boden, an Teppichen und Polstermöbeln ab. Von hier werden die Schadstoffe wieder in die Raumluft abgegeben“ (*ebd.*, S.14).

Doch nicht nur aus medizinischer, sondern auch aus gesundheitspsychologischer Perspektive stellt das Rauchen in Kinder- und Jugendeinrichtungen ein Problem dar. Rauchen wird, wie vielfach gesundheitsrelevante Verhalten, im Kern sozial vermittelt und eingeübt, das heißt im Freundeskreis, unter Mitschülern und -schülerinnen, in der Peergroup und unter Umständen auch in der Familie (*Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2004; Beckmann; Mechlich 2001; Thefeld 2002*). Nicht zuletzt sind es die als besonders attraktiv wahrgenommenen rauchenden Vorbilder älterer Jugendlicher und Erwachsener, die neben der Tabakwerbung und der leicht zugänglichen Angebotsstruktur für Tabakwaren auch die Jüngeren zum Tabakkonsum animieren – selbst dann, wenn sie ihnen davon abraten: Was „die Großen“ tun, wird für die Jüngeren in erster Linie relevant, nicht, was sie sagen.

Aus diesem Blickwinkel bergen permissive Regeln, die das Rauchen in Kinder- und Jugendeinrichtungen gestatten, die Gefahr, dass nicht nur den rau chenden Mädchen und Jungen kein rauchfreies Korrektiv angeboten wird, sondern auch den nicht rau chenden Minderjährigen das Rauchen als ein Privilieg der Älteren beziehungsweise des erwachsenen Personals erscheint, das auf diese Weise noch an Attraktivität gewinnt. Gleichwohl sind mangelnde professionelle Standards in Bezug auf die Rauchfreiheit in der offenen Jugendarbeit deutlich geworden (*Beckmann; Mechlich 2001a*).

Ziele und Methoden der Studie

Angesichts dieser Problemlage sind verstärkte (verhaltens- ebenso wie verhältnispräventive) Anstrengungen zur Förderung des Nichtrauchens sowie die Formulierung pädagogischer Standards zur Rauchfreiheit in der Kinder- und Jugendarbeit dringend erforderlich. Dieser Aufgabe sah sich die Studie „Rauchfrei – aber wie?“ verpflichtet, indem sie versuchte, die wahrgenommenen förderlichen und hemmenden Bedingungen bei der Förderung des Nichtrauchens in der offenen Kinder- und Jugendarbeit herauszuarbeiten. Dies sollte auf der Basis der Praxiserfahrungen verantwortlicher Mitarbeiter in exemplarisch ausgewählten Kinder- und Jugendeinrichtungen in Berlin-Mitte geschehen.

Gefragt war damit eine Form der Datenerhebung, die im Unterschied zu den Prinzipien quantitativer Forschungsmethodik den Befragten die Möglichkeit zu ausführlichen Antwortbegründungen gab und durch einen hohen Anteil an offenen Fragen den Forschungsprozess auf die Problemsicht der Subjekte zentrierte (*Witzel 1985*). Dies legte die Wahl einer qualitativen Erhebungsmethode nahe, um Handlungsfelder und -begründungen der Akteure im Sinne einer „dichten Beschreibung“ (*Geertz 1983*) abzubilden. Die geschilderte Problemlage einerseits und das spezifische Forschungsinteresse an den subjektiven Sichtweisen der in den Kinder- und Jugendeinrichtungen pädagogisch Handelnden andererseits mündeten in der Herausarbeitung bestimmter Themenfelder als strukturellem Gerüst für leitfadengestützte Interviews (*Lamnek 1988; Hopf 1991; Witzel 1985*).

Es sollten demnach leitfadengestützte qualitative Interviews mit dem Personal von Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit in Berlin-Mitte durchgeführt werden, die in relevanten Aspekten exemplarischen Charakter haben: Das heißt, sie sollten gleichermaßen in dem ehemaligen Ostbezirk (Alt-)Mitte wie in den ehemaligen Westbezirken Tiergarten und Wedding liegen und sowohl freien Trägern als auch dem (heutigen neuen) Bezirk Mitte zugeordnet sein. Darüber hinaus sollten die auszuwählenden Einrichtungen möglichst bestimmten Typen entsprechen, nämlich Freizeiteinrichtungen
▲ für Kinder ab 6 bis 8 Jahre,
▲ für Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre,
▲ für Jugendliche ab 14 Jahre,
▲ mit erlebnispädagogischer Ausrichtung (zum Beispiel Abenteuerspielplatz),
▲ mit geschlechtsspezifischer Ausrichtung (zum Beispiel Mädcheneinrichtung) sowie
▲ zum Teil auch mit bereits explizit rauchfreier Regelung.

Diese Kriterien führten letztlich zur Auswahl von neun in diesem Sinne typischen Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen in dem Bezirk, die bereit waren, die Studie durch Interviews zu unterstützen. Ausgangsmaterial für die Auswertung waren die vollständig paraphasierten Interviews mit den pädagogischen Mitarbeitenden der ausgewählten Einrichtungen. In einem ersten Arbeitsgang wurden die Interviews entsprechend den Themen des Leitfadens gesondert für jede befragte Einrichtung zusammengefasst. So entstand eine Art individuelles Profil der Einrichtungen im Hinblick auf die Fragestellung. Die weiteren konkreten Auswertungsschritte orientierten sich an inhaltsanalytischen Methoden der Quer-

schnittsauswertung (*Mayring* 1995) und beinhalteten als Techniken die Strukturierung, Zusammenfassung und Explikation (mittels beispielhafter Originalzitate) der Textstellen.

Ergebnisse

Raucheranteile unter den jugendlichen Besucherinnen und Besucher der Einrichtungen

Der Anteil der rauchenden Kinder und Jugendlichen in den untersuchten Einrichtungen liegt zwischen annähernd Null bis zu 90 Prozent. Zwar spielt hier wie zu erwarten der Altersaspekt eine Rolle, denn tendenziell wird unter den Jüngeren deutlich weniger geraucht. So raucht zum Beispiel „fast niemand“ in dem Kinderprojekt *Delphinion*,² während unter den *Heureka*-Besuchenden die 18- bis 21-Jährigen mit 70 Prozent eindeutig mehr rauchen als der Durchschnitt in der Einrichtung, einschließlich der Jüngeren mit 30 bis 40 Prozent. Doch es gibt auch gegenläufige Beobachtungen: So rauchen von den *Fidibus*-Besuchenden geschätzte 60 Prozent der Jüngeren, während es unter den Älteren zehn Prozent weniger, nämlich zirka 50 Prozent, sind.

Auch das Geschlecht liefert nicht immer einen konsistenten Hinweis auf das Ausmaß des Rauchens. So rauchen zwar 85 Prozent der männlichen *Euböa*-Besucher und nur wenige Besucherinnen, doch unter den jüngeren Mädchen bis 14 Jahre, die *Heureka* besuchen, sind es „eher noch die Mädchen“, die rauhen. Dies entspräche durchaus dem geschlechts-spezifischen Trend, der für die vergangenen Jahre festgestellt worden war (*Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung* 2004, *Beckmann; Mechnich* 2001, *Beckmann; Mechnich* 2001a). Ähnliches gilt für den ethnischen Hintergrund der Jugendlichen. Bei *Iason* etwa rauchen zwar mehr arabische und türkische als deutsche Jugendliche und das Rauchen wird in den Familien mit arabischem oder türkischem Familienhintergrund weniger problematisiert und sanktioniert; doch rauchen demgegenüber auch die vorwiegend deutschen Jugendlichen, die *Carpus* besuchen, in sehr hohem Maße (90 Prozent). Die Zugehörigkeit zu den ehemaligen Westbezirken beziehungsweise zum ehemaligen Ostteil der Stadt lässt ebenfalls keine systematischen Unterschiede im Ausmaß des Rauchens erkennen. Insgesamt fällt auf, dass die Einrichtungen, was das Ausmaß des Rauchens betrifft, mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen und Hintergründen konfrontiert sind.

Aktuelle Regelungen zum Rauchen/Nichtrauchen in den Einrichtungen

Die Einrichtungen reagieren auf diese Situation mit Regelungen, die das Rauchen nur in graduell sehr

unterschiedlichem Maße einschränken. Es überwiegt deutlich eine insgesamt permissive, tolerierende Haltung gegenüber dem Rauchen in den Einrichtungen. Die folgende Tabelle zeigt, wie sich die hausinternen Regeln zum Rauchen differenzieren lassen.

Eine Grobkategorisierung in gänzlich rauchfreie versus nicht (gänzlich) rauchfreie Einrichtungen ergibt mithin, dass nur *Delphinion* zum Befragungszeitpunkt ein komplettes Rauchverbot ausgesprochen hat, das in allen Innenräumen sowie auf dem gesamten Gelände für ausnahmslos alle Personen und zu allen Tageszeiten gilt. Welche Merkmale besitzt nun diese Einrichtung? *Delphinion* ist eine Einrichtung für Kinder, von denen (bis zum Verlassen der Einrichtung mit zirka 13 Jahren) kaum eines raucht. Auch unter dem Personal ist inzwischen niemand mehr Raucher oder Raucherin, zumindest kommt dies während der Arbeitszeiten auf dem Abenteuerspielplatz nicht (mehr) vor. Es fällt auf, dass

- ▲ das strikte Rauchverbot von allen Seiten problemlos akzeptiert wird, während dies vorher mit einer Regelung, die Ausnahmen gestattete, nicht der Fall war;
- ▲ die neue Rauchregelung „*Delphinion* ist rauchfrei“ von allgemein-präventiven Kampagnen (zum Beispiel „Berlin qualmfrei“) profitierte;
- ▲ das (nachhaltige) Nichtrauchen der Kinder die persönliche Wertschätzung und Unterstützung durch ein (nicht rauchendes) pädagogisches Team genießt.

Im deutlichen Gegensatz zu *Delphinion* steht in verschiedener Hinsicht die Einrichtung *Euböa*: 90 Prozent der Besuchenden dort sind 17 Jahre und älter. Diese rauchen in Teilgruppen sehr divergent, das heißt in Teilen bis zu 85 Prozent (männliche Stammbesucher), in anderen Teilgruppen dagegen kaum (Mädchen) oder zu 25 Prozent (Fitnessgruppe). *Euböa* erlaubt das Rauchen in großen Arealen der Einrichtung, im offenen Bereich gibt es lediglich einen „sehr kleinen Nichtraucherbereich“, ein Umstand, der die Marginalisierung von Nichtrauchenden vor Augen führt. Mehr noch, im Treppenaufgang befindet sich ein Zigarettenautomat, der nach wie vor bestückt und für den auf Wunsch am Cafétresen Geld gewechselt wird. Im Unterschied zu *Delphinion* herrscht gleichsam eine „Kultur des Rauchens“ vor. Hier fällt auf, dass

- ▲ gegen die permissive, das Rauchen im Vergleich wenig einschränkende Rauchregelung permanent verstoßen wird;
- ▲ allgemein-präventive Kampagnen die rauchenden Jugendlichen der Einrichtung nach Meinung der Mitarbeitenden nicht erreichen oder gar sichtbar beeinflussen können;

Hausinterne Regeln zum Rauchen/Nichtrauchen in Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit

Grundregel	Einschränkungen der Regel	Anzahl der Einrichtungen
Rauchen nicht erlaubt	keine Ausnahme bezüglich Tageszeit, Person und Ort auf dem gesamten Gelände	1 (<i>Delphinion</i>)
Rauchen nicht erlaubt	zeitlich, örtlich oder punktuell Ausnahmen im Hausbereich zugelassen	2 (<i>Aulis, Carpus</i>)
Rauchen erlaubt	nur in Raucherzonen oder im Freigelände	4 (<i>Iason, Gaia, Fidibus, Heureka</i>)
Rauchen erlaubt	nicht in bestimmten Funktions- und Gruppenräumen	2 (<i>Bucephalos, Euböa</i>)

► die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter das Nicht-rauchen der Jugendlichen als eigenständigen Inhalt der pädagogischen Arbeit nicht unterstützen, da andere Probleme im Vordergrund stünden.

Zwischen *Delphinion* und *Euböa*, die die jeweiligen Endpunkte einer Rankingtabelle zum Grad der Rauchfreiheit markieren, rangieren die übrigen Einrichtungen. Sie gestatten im Unterschied zu *Delphinion* das Rauchen; dies jedoch in sehr unterschiedlichem Maß. So erlaubt *Aulis* (wie *Delphinion* mit einem nicht rauchenden Stammteam) das Rauchen nur punktuell außerhalb der Öffnungszeiten. *Carpus* gestattet zurzeit das Rauchen nicht in den Innenräumen, macht aber Ausnahmen im Winter und auf dem Freigelände. Die Tatsache, dass zukünftig ein von den Jugendlichen selbst gestalteter Raucherraum grundsätzlich gefördert werden soll, zeigt, dass *Carpus* das Ziel einer rauchfreien Einrichtung nicht vorrangig verfolgt, wie denn auch eine klare Orientierung der Jugendlichen auf das Nichtrauchen hin von dieser Einrichtung nicht als adäquates pädagogisches Ziel erachtet wird.

Iason hat (ebenso wie *Gaia, Fidibus* und *Heureka*) das Rauchen in den Innenräumen der Einrichtung bis auf einen ausgewiesenen Raucherbereich eingeschränkt und zudem bestimmte Verhaltensregeln für rauchende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aufgestellt, die vor allem das Nichtrauchen in Gegenwart von Kindern und Jugendlichen gewährleisten sollen. Gewisse Verhaltensauflagen hat auch *Gaia* für das Personal formuliert, doch gilt es hier nicht prinzipiell als Standard, dass in Gegenwart beziehungsweise zusammen mit den älteren Jugendlichen nicht geraucht werden soll. Auch besteht hier, trotz eines sonst starken Interesses für das Thema und trotz eines ausgeprägten Problemverständnisses, nicht die Absicht, zumindest die Innenräume in Zukunft rauchfrei zu gestalten. *Fidibus* und *Heureka* haben ebenfalls ausgewiesene Raucherbereiche im Haus und erwägen weitere Schritte zur Förderung des

Nichtrauchens. *Fidibus* plant Projekte zu Ernährungsfragen, in denen auch das Rauchen/Nichtrauchen eine Rolle spielen soll, *Heureka* erwägt unter Umständen ein Rauchverbot in allen Räumen.

Bucephalos und *Euböa* haben gemeinsam, dass sie bis auf bestimmte Funktions- und Gruppenräume (wie Fitness-, Computer-, Musikraum) keine weitere räumliche oder zeitliche Einschränkung für das Rauchen in der Einrichtung formuliert haben. Dennoch unterscheidet sich *Bucephalos* von *Euböa* dadurch, dass es beides, nämlich räumliche und auch zeitliche Einschränkungen des Rauchens, diskutiert und eventuell einführen will. Im Unterschied zu *Euböa* besteht keine prinzipielle Ablehnung gegenüber Fortbildungsangeboten zum Thema Rauchen/Nichtrauchen, sondern eher eine Unbestimmtheit gegenüber möglicherweise sinnvollen Inhalten.

In fast allen Einrichtungen gilt die Regel, dass die Mitarbeitenden dort rauchen dürfen, wo es auch den Jugendlichen erlaubt ist. Dies führt zu einer sozialen Nähe von rauchendem Personal und rauchendem Publikum, von dem die jeweils nicht Rauchenden der Einrichtung ausgeschlossen sind. Von verschiedener Seite wurde überdies das gemeinsame Rauchen von pädagogischem Personal und Jugendlichen als förderlich für Kontaktaufnahme und Kommunikation betrachtet und insofern gleichsam als Teil des pädagogischen Handlungsrepertoires goutiert.

Mehr Rauchfreiheit wagen? Befürchtungen und Bedenken aus der Sicht der Einrichtungen
Was hindert nun die Einrichtungen oder was hinderte sie in der Vergangenheit, das Nichtrauchen im eigenen Haus zu fördern? Hier wird nun deutlich, dass es nicht eine grundsätzlich ablehnende Haltung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gegenüber dem Ziel der Tabakprävention ist, die einer aktiven Nichtraucherförderung im Wege steht. Vielmehr war und ist vor allem die Sorge und die Befürchtung

eines Teils der Einrichtungen dafür ausschlaggebend, dass der Zugang zu der rauchenden Klientel unter den Jugendlichen dadurch erschwert werden könnte, sodass diese am Ende die Einrichtung ganz meiden könnten oder sich das Problem lediglich vor die Türen der Einrichtungen verlagern würde. Hier steht also die Hemmung im Vordergrund, rauchende Kinder und Jugendliche in einer Weise zu frustrieren, dass man sie für die Einrichtung verlieren könnte.

Die berichteten Erfahrungen stützen diese Befürchtungen allerdings keineswegs, im Gegenteil. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Blick zurück von jenen Einrichtungen, die in ihrem Prozess zunehmender Einschränkungen des Rauchens vormals ähnliche Befürchtungen hegten: „Wieviele Jugendliche gehen uns dadurch eventuell verloren?“, fragte sich beispielsweise *Fidibus* früher, sieht sich jedoch heute in dieser Befürchtung keineswegs bestätigt. Auch bei *Aulis* hat man „nie das Gefühl gehabt, dass jemand nicht mehr kommt wegen der Rauchfreiheit“.

Im Gegenteil, rückblickend kann festgestellt werden, dass die jeweils neu eingeführten Einschränkungen des Rauchens in den Einrichtungen von Seiten der Jugendlichen nicht nur klaglos, sondern mit breiter Unterstützung mitgetragen wurden, selbst von in dieser Hinsicht vermeintlich problematischen Jugendlichen (*Iason*). Eher lässt sich umgekehrt auf Grund der vorliegenden Daten feststellen, dass in einer permissiven Kultur des Rauchens die (zum Teil nur peripheren) rauchfreien Bereiche in Jugendeinrichtungen auch tendenziell stark missachtet werden (Beispiele: *Delphinion* früher, *Fidibus*, *Gaia*, *Iason*). So lässt sich zusammenfassen: Wo das Nichtrauchen (als Norm und Zielverhalten) nicht eindeutig gewünscht und vorgelebt wurde, wurde es auch nicht konsequent befolgt.

Konsequenzen und Ausblick

Als förderlich für das Nichtrauchen in den Einrichtungen erwiesen sich Anstöße aus unterschiedlichen Richtungen. Hier sind besonders zu nennen:

- ▲ rauchfrei werdende pädagogische Einrichtungen im unmittelbaren Umfeld,
- ▲ eine Mehrheit von Nichtrauchern und Nichtraucherinnen im Team,
- ▲ Nichtrauch-Kampagnen (zum Beispiel „Berlin qualmfrei“) und
- ▲ die zunehmende Problematisierung des Rauchens im öffentlichen Diskurs.

Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, dass es in einem Fall die jüngsten, zehn bis zwölf Jahre al-

ten, nicht rauchenden Besucherinnen und Besucher waren, die eine Einschränkung des Rauchens der Älteren in „ihrer“ Einrichtung forderten und erfolgreich durchsetzten. Dies deutet insgesamt darauf hin, dass nicht einzelne Initiativen, sondern ein „Konzert“ aus breitenwirksamen Kampagnen, personal-kommunikativen Ansätzen und verhältnispräventiven Maßnahmen besonders erfolgreich zu einem Stimmungswechsel zu Gunsten des Nichtrauchens beiträgt, von dem auch Kinder- und Jugendeinrichtungen profitieren können. Mit den Worten einer Pädagogin der einzigen gänzlich rauchfreien Einrichtung dieser Studie: „Es liegt in der Luft, nicht zu rauchen!“

Demgegenüber galt als größtes Hemmnis auf dem Weg zur Rauchfreiheit in den Einrichtungen die Befürchtung, dass dadurch die rauchenden Jugendlichen abgeschreckt würden, sodass sie der Einrichtung fern bleiben könnten. Dieser Sorge lässt sich auf der Basis der Studie entgegenhalten, dass die konkreten Erfahrungen in der Vergangenheit die Befürchtung keineswegs stützen: Wo Einschränkungen des Rauchens in den Einrichtungen neu eingeführt worden waren, trugen auch die rauchenden Jugendlichen diese Entscheidung mit und befolgten sie in oft erstaunlich konsequenter Weise. Dort allerdings, wo das Rauchen allgemein sehr permissiv gehandhabt wurde, verstießen Jugendliche auch oft gegen die wenigen einzelnen Einschränkungen. Pädagogische Standards zur Förderung des Nichtrauchens sind daher in der Tat unabdingbar.

Das Nichtrauchgebot in den Einrichtungen sollte, wie die Ergebnisse der Studie nahe legen,

- ▲ einfach und eindeutig sein, das heißt personell, zeitlich und örtlich ausnahmslos gelten;
- ▲ von den Mitarbeitenden sichtbar unterstützt werden;
- ▲ für die Jugendlichen mit einem positiven, ihrer Lebenswelt und -wirklichkeit entsprechenden Ziel verknüpft sein.

Die Förderung des Nichtrauchens sollte möglichst im Einvernehmen mit den Beschäftigten der Einrichtungen organisiert werden. Als Multiplikatoren vor Ort sollten sie, auch in Anbetracht der oben skizzierten Befürchtungen eines Teils der Einrichtungen, in einen Prozess der Information und der fachlich-inhaltlichen Überzeugung hinsichtlich des Ziels rauchfreier Einrichtungen eingebunden werden.

Fortbildungen zum Thema sollten am unmittelbaren Interesse der Einrichtungen ansetzen, das sich neben inhaltlichen Aspekten und Imagefragen zum Rau-

chen offenbar besonders auf methodische Fragen richtet sowie auf erfolgreiche Projektideen zur Förderung des Nichtrauchens (Mechnich 2003, 2003a, o.J., Deutsches Institut für Urbanistik 2002, 2004). Offene Fragen betreffen die den Kommunen neu zuwachsende Verantwortung, wenn Kinder- und Jugendeinrichtungen rauchfrei werden und sich die Verantwortung für rauchende Jugendliche in den öffentlichen Bereich ausdehnt. Zudem würden sich hier auch sekundärpräventive Aufgaben mit Blick auf Hilfeangebote stellen, die allerdings (wie etwa der Peer-Helpers-Ansatz) noch zu entwickeln wären.

Anmerkungen

- 1 Siehe unter www.berlin.de/ba-mittel/index_6591_de.html.
- 2 Die Namen der Einrichtungen sind aus Gründen der Anonymisierung fiktiv.

Literatur

- Beckmann, H.:** Verstehen, Können, Ziele haben. Gesundheitswissenschaftliche Überlegungen und Praxisbeispiele zur Prävention des Rauchens bei Kindern und Jugendlichen. Vortrag zur Fachtagung: „Wie geht's denn nun nach Tutmurgut?“ Förderung des Nichtrauchens, Labyrinth-Kindermuseum Berlin, 9.11.2004. Unveröffentlichtes Manuskript
- Beckmann, H.; Mechnich, S.:** Kinder vor dem Rauchen schützen. Frankfurt am Main 2001
- Beckmann, H.; Mechnich, S.:** Tabakkonsum bei Kindern und Jugendlichen steigt. Mangelnde präventive Standards in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Soziale Arbeit 4/2001a, S. 142-147
- Bornhäuser, A.; Pötschke-Langer, M. u.a.:** Passivrauchende Kinder in Deutschland – Frühe Schädigungen für ein ganzes Leben. Heidelberg 2003
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung:** Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2004. Eine Wiederholungsbefragung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Teilband Rauchen. Köln 2004
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung:** Neue Ergebnisse zur Entwicklung des Rauchverhaltens von Jugendlichen. Köln 2005
- Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.):** Bundeswettbewerb „Vorbildliche Strategien kommunaler Suchtprävention“. Berlin 2002
- Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.):** Zweiter Bundeswettbewerb „Vorbildliche Strategien kommunaler Suchtprävention – Tabakprävention vor Ort“. Berlin 2004
- Geertz, C.:** Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main 1983
- Hopf, Ch.:** Qualitative Interviews in der Sozialforschung. In: Flick, U. u.a. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991
- Lamnek, S.:** Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie. München 1988
- Mayring, Ph.:** Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim 1995
- Mechnich, S.:** Talkshow: Viel Rauch um nichts? – Nichtrauchen ist cooler! Broschüre. Berlin: Mobiles Team zur Suchtprävention in der Jugendarbeit der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport. Berlin 2003
- Mechnich, S.:** „Ganz ohne – ganz frei“. Nichtraucher-Projektage für Schulklassen. Mobiles Team zur Suchtprävention in der Jugendarbeit der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport. Berlin 2003a
- Mechnich, S.:** Der Nichtrauch-Sack. Spielanleitung, Assoziationshilfen aus dem Nichtrauch-Sack. Mobiles Team zur Suchtprävention in der Jugendarbeit der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport. Manuskrift. Berlin o.J.
- Thefeld, W.:** Rauchen und Kinder: Rauchverhalten von Frauen im gebärfähigen Alter, von Eltern und Erwachsenen. In: Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes: Der Bundesgesundheitssurvey – Baustein der Gesundheitssurveillance in Deutschland. Berlin 2002
- Witzel, A.:** Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G. (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Weinheim/Basel 1985

Das schwere Schädel-Hirntrauma im Kindes- und Jugendalter

Dokumentation der Wahlfachübung „Bildungswesen und berufliche Rehabilitation“

Carsten Rensinghoff

Zusammenfassung

Am Beispiel der achtstündigen Wahlfachübung Bildungswesen und berufliche Rehabilitation im Hauptstudium IV an der privaten Fachhochschule der Gesetzlichen Unfallversicherung in Bad Hersfeld wird in diesem Beitrag ein Lehrkonzept vorgestellt, welches in dieser knappen Zeitvorgabe das umfangreiche Problemfeld des schweren schädel-hirntraumatischen Ereignisses vermittelt.

Abstract

This contribution gives an introduction to a learning concept by presenting, as an example, an 8 hour optional subject exercise called Education System and Vocational Rehabilitation within the main study course IV at the private university of applied sciences of the statutory accident insurance (Fachhochschule der Gesetzlichen Unfallversicherung) in Bad Hersfeld. Within this short period of time it imparts the comprehensive field of problems related to the incident of a severe craniocerebral trauma (Übersetzung Belinda Dolega-Pappé).

Schlüsselwörter

Gehirnschädigung - Kind - Jugendlicher - Coping - Krankheit - Ausbildung - Schädel-Hirntrauma

Einleitung

Zum vierten Mal befassten sich Studierende des Hauptstudiums IV der Hochschule der Gesetzlichen Unfallversicherung in Bad Hersfeld im Juli 2005 in der Wahlfachübung Bildungswesen und berufliche Rehabilitation mit den Folgen einer schweren Schädel-Hirnverletzung. Die Studierenden streben mit Ablauf dieses Studienjahrgangs den Abschluss zur Diplom-Verwaltungswirtin beziehungsweise zum Diplom-Verwaltungswirt bei einer gesetzlichen Unfallversicherung an. Seit Beginn dieser Wahlfachübung führt der durch einen Verkehrsunfall im Jahr 1982 selbst schwer hirnverletzte Verfasser dieses Beitrags über einen Lehrauftrag durch diese acht-stündige Lehrveranstaltung.

Einstieg in die Lehrveranstaltung

Um den Studierenden, die zum Teil lediglich aus der Aktenlage mit dem schweren Schädel-Hirntrauma

konfrontiert sind, einen Einblick in die Problematik samt ihren medizinischen und sozialen Folgen zu geben, wurde ihnen zum Einstieg der Film „Ein Kind zum Wegwerfen“ (Mundzeck 1988) vorgeführt. In dem Film erleidet die vierzehnjährige Hauptdarstellerin als Folge eines Reitunfalls ein schweres Schädel-Hirntrauma. Neben der Darstellung des klinischen Verlaufs werden auch die Probleme im sozialen Umfeld thematisiert.

Der Filmvorführung folgte die Bearbeitung eines Arbeitsblattes zur Krankheitsverarbeitung. Die Seminarteilnehmerinnen und Seminarteilnehmer sollten sich erinnern, welche Bewältigungsstrategien sie selbst bei einer Erkrankung angewendet haben. Im Anschluss daran hatten sie begründet darzulegen, welche sich davon als hilfreich oder weniger hilfreich erwiesen haben.

Im Ergebnis führten die Studierenden als hilfreiche Krankheitsbewältigungsstrategien auf: Informationen über die Krankheit sammeln; den Trost: „Es gibt Personen, die viel ärmer dran sind!“; Ablenkung; reden, reden, reden; Tiere; Stärke zeigen; Ziele setzen; mit Freunden sprechen; Entspannung; Besuche; positive Gedanken; ausruhen; sich mit den Haustieren beschäftigen; jemand haben, der sich sorgt und kümmert; kuscheln; spazieren gehen; Familie; nichts tun; von der Familie pflegen lassen; Musik hören; weinen; schlafen; Natur; lesen; schlafen. Als weniger hilfreiche Bewältigungsstrategien wurden genannt: für alles Medikamente einnehmen, nölen, nur so rumgammeln und nichts tun, Ärzte, Erwartungen anderer, Selbstmitleid, Informationsmangel über die Krankheit, sich hängen lassen, sich zurückziehen, jammern, sich nur mit der Krankheit beschäftigen, negativ denken.

Zur Theorie der Krankheitsverarbeitung

Hintergrund der intensiven Beschäftigung mit den Krankheitsverarbeitungsstrategien ist, dass das vorwiegend in einem jungen Lebensalter erworbene und folgenreiche schwere Schädel-Hirntrauma von den Betroffenen gerade nicht in der Weise kognitiv verarbeitet werden kann – und das hat der genannte Filmbeitrag in hervorragender Weise gezeigt –, wie dies bei anderen schweren chronischen Erkrankungen in der Regel geschieht, da bei einer Hirnverletzung das verarbeitende Organ selbst betroffen ist (*Hofmann-Stocker 1990, S.76*). Die Kinder und Jugendlichen müssen als Folge eines schweren hirntraumatischen Ereignisses unter Umständen „früher als bedeutsam betrachtete Lebensziele in Frage stellen“, unter Umständen ihren „Lebensplan radikal umstellen“ (*Friess 1992, S.23*).

Die Einführung in die Theorie der Krankheitsverarbeitung erfolgte über die Lektüre und Bearbeitung eines Arbeitspapiers. Nach Muthny (1994, S.17) bezeichnet der Terminus Krankheitsverarbeitung „die Gesamtheit der Prozesse, um bestehende oder erwartete Belastungen im Zusammenhang mit Krankheit emotional, kognitiv oder aktional aufzufangen, auszugleichen oder zu meistern.“ Aus dieser Definition wird deutlich, dass Krankheitsverarbeitung die Ebenen des Fühlens, Denkens und Handelns umfasst. Das Ziel ist die günstige Beeinflussung der durch die Erkrankung hervorgerufenen Belastungen und deren Folgen. Krankheitsverarbeitung darf nicht nur auf ein Individuum bezogen werden, sondern muss die systemische Perspektive umfassen. Die Studentinnen und Studenten sollten in diesem Arbeitsschritt zu zwei Fallbeispielen die jeweils erkennbaren Krankheitsverarbeitungsprozesse in ihrer eigenen Sprache beschreiben und anschließend bewerten.

Fallbeispiel 1: Frau E., eine 44-jährige Brustkrebspatientin, hatte die Entdeckung eines Knotens in der Brust zunächst ignoriert und nach eigenen Aussagen auch zum Teil über Monate völlig „vergessen“ können. Als der Knoten schließlich größer wurde und Schmerzen verursachte, nahm sie eine Reihe „alternativer“ Behandlungen in Anspruch und schloss sich dann einer Sekte an. Sie sprach ansonsten mit niemandem über ihre Krankheit und die Therapieversuche. Nach einem über zwei Jahre gehenden Verlauf wurde sie von ihren Angehörigen schließlich in hochgradig kachektischem Zustand in die Klinik gebracht, in der die Behandelnden ein fortgeschrittenes Stadium der Erkrankung mit zahlreichen Knochenmetastasen feststellten. Sie verweigerte das Angebot einer Chemotherapie und starb fünf Wochen später.

Fallbeispiel 2: Herr F., ein 34-jähriger Ingenieur, der seit elf Jahren unter chronischem Nierenversagen litt und dialysiert wurde, arbeitete seit einem Jahr nur noch halbtags, um mehr Zeit für die Familie und seine Hobbys zu haben. Nach einer erfolgreichen Transplantation wollte er sich einen Jugendtraum verwirklichen und für ein Jahr nach Amerika gehen. Die Transplantation schlug fehl, Herr F. kehrte enttäuscht in die Dialyse zurück. Ein Jahr später organisierte er jedoch mit enormen Energieaufwand eine USA-Reise zusammen mit seiner Familie. Mit Stolz und sichtlicher Zufriedenheit berichtete er davon: Die Erfüllung seines Jugendtraumes wurde in diesen Schilderungen zum beispielhaften Sieg über die Erkrankung und die mit ihr verbundenen Einschränkungen.

Es bildeten sich zwei Arbeitsgruppen mit jeweils fünf Teilnehmenden, die zu folgendem Ergebnis kamen:
ad Fallbeispiel I:

- ▲ Phase 1: Angst vor der Diagnose, Folge: Verdrängung;
- ▲ Phase 2: kein Vertrauen in die Schulmedizin, Folge: alternative Behandlung;
- ▲ Phase 3: Leichtgläubigkeit, Folge: Sekte;
- ▲ Phase 4: langjährige Täuschung der Familie und der Freunde
- ▲ Phase 5: Bestätigung der Angst durch die Diagnose;
- ▲ Phase 6: mutloser Abschluss mit dem Leben.

In der Bewertung des ersten Fallbeispiels sprach die Arbeitsgruppe von einem verantwortungslosen Handeln dem eigenen Körper gegenüber.

ad Fallbeispiel II:

- ▲ Phase 1: Krankheit akzeptiert;
- ▲ Phase 2: Schaffung erfreulicher Situationen;
- ▲ Phase 3: Hoffnung, nicht aufgeben.

Die Arbeitsgruppe bewertete die positive und optimistische Krankheitseinstellung als positiv.

Planungsaufgaben

Um sich in die Situation bei der Bearbeitung von Planungsaufgaben, beispielsweise während einer neuropsychologischen Therapieeinheit, hineinversetzen zu können, wurden den Studierenden zwei Beispiele für Planungsaufgaben aus dem Bereich der elementaren Aussagenlogik zur Bearbeitung angeboten. Sie sollten jeweils mit komplexen Vorgaben von Gesprächsterminen, Treffen und zu erledigenden Aufgaben, einen Tagesplan für einen Rechtsanwalt oder einen Wochenplan für einen seine Heimatstadt München besuchenden Amerikaner erstellen (Heubrock; Petermann 2000, S. 387, 393).

Das Locked-In-Syndrom

Eine weitere Information mit Selbstversuch wurde zum Locked-In-Syndrom durchgeführt, das mit dem Ausfall sämtlicher motorischer Funktionen einher geht. Die Betroffenen werden aus ärztlicher Sicht oftmals hinsichtlich einer Genesung als hoffnungslos eingestuft und in der Folge aufgegeben. „Ich brauche nicht lange nachzudenken, um zu wissen, wo ich bin, und um mich zu erinnern, daß mein Leben am Freitag, den 8. Dezember 1995 aus den Fugen geraten ist. Bis dahin hatte ich nie etwas vom Hirnstamm gehört. An jenem Tag habe ich mit voller Wucht dieses Hauptteil unseres Bordcomputers entdeckt, die wesentliche Verbindung zwischen dem Gehirn und den Nervenenden, als ein Herz-Kreislauf-Zusammenbruch den besagten Stamm abschaltete. Früher wurde das ‚Hirnschlag‘ genannt, und man

starb ganz einfach daran. Der Fortschritt der Reanimationstechnik hat die Strafe verfeinert. Man übersteht es, aber in einem Zustand, den die angelsächsische Medizin so treffend lock-in-syndrome getauft hat: Von Kopf bis Fuß gelähmt, ist der Patient mit intaktem Geist in sich selbst eingesperrt, und das Schlagen des linken Augenlids ist sein einziges Kommunikationsmittel" (Bauby 1997, S. 6 f.). Der 1952 geborene Jean-Dominique Bauby diktirte „Schmetterling und Taucherglocke“ in 15 Monaten mit dem Lidschlag seines linken Augenlids.

Zur Veranschaulichung wurde der Dokumentarfilm „Die verborgene Welt des Karl-Heinz Pantke“ gezeigt (Franke 2004). Der viel beschäftigte promovierte Kurzzeitphysiker Pantke erlitt mit Mitte 40 das Locked-In-Syndrom. Mittlerweile leitet er in Berlin die Selbsthilfegruppe LIS. In einem Selbstversuch hatten die Studierenden nach der Filmdarbietung eine Übung zur Kommunikationsfähigkeit im Zustand des Locked-In-Syndroms durchzuführen, die gemäß der Kommunikationsform des Monsieur Noirtier des Villefort, einer Romanfigur aus „Der Graf von Monte Christo“ erfolgen sollte. Dieser „kommuniziert über einen Buchstabencode und ein Wörterbuch. Hierzu werden alle Buchstaben des Alphabets nacheinander aufgesagt. Beim gewünschten Buchstaben schlägt Monsieur Noirtier de Villefort das Augenlid nach oben. Auf diese Weise wird der Anfang des Wortes bestimmt. Das Ende des Wortes wird mit dem Wörterbuch gesucht. Mit dem Finger wird über die Worte gestrichen. Ist das Wort erreicht, so schlägt Monsieur Noirtier de Villefort wieder das Augenlid nach oben“ (Pantke 2000, S. 6-8). Für die derart zu gestaltende Kommunikation wurden den Studierenden zwei Textbeispiele dargeboten:

▲ „Die Sexualität ist ein menschlicher Bereich, der unsere Lebensgestaltung, unsere Persönlichkeit und unser Verhalten maßgeblich prägt. Dennoch wird dieser für jeden Menschen bedeutsame Lebensbereich in unserer Gesellschaft in Bezug auf Behinderung und Krankheit und in der professionellen Pflege als der Profession, die sich gerade mit den Kranken und Behinderten beschäftigt, sehr vernachlässigt, um nicht zu sagen tabuisiert“ (Krämer; Schnabel 2005, S. 18-20).

▲ „Wer plötzlich auf den Rollstuhl angewiesen ist erfährt in den eigenen vier Wänden, wie viele Stolperfalle das Leben im gewohnten Umfeld unmöglich machen oder erschweren. Damit behinderte oder ältere Menschen weiterhin selbstständig leben können, ist ein behindertengerechter Umbau oder ein Neubau notwendig“ (NOT 2005, S. 38 f.).

Gemeinsam stellten alle Teilnehmenden nach diesem Selbstversuch fest, dass im Gespräch mit der nicht sprechenden Person viel Geduld und Einfühlungsvermögen unabdingbar sind.

Der Verlauf eines schweren Schädel-Hirntraumas

Um dem Vorurteil aus diversen Krankenhausserien, dass man nach einem Schädel-Hirntrauma aus der Bewusstlosigkeit sofort wieder aufwacht, vorzubeugen, war es notwendig, den phasenhaften Verlauf eines schweren Schädel-Hirntraumas bei Kindern und Jugendlichen aufzuzeigen. Lange-Cosack (1973) hat auf Grund ihrer Beobachtungen bei 240 Kindern und Jugendlichen nach einem Schädel-Hirntrauma eine eindimensionale Einteilung der Hirnverletzung in sechs Gruppen vorgenommen, die sich bis heute bewährt hat: In Gruppe I liegen, bis auf cerebrale Irritationen, keine Bewusstseinsstörungen vor. In Gruppe II ist eine Bewusstseinstrübung zu konstatieren. Gruppe III geht mit einer Bewusstlosigkeit bis zu einer Stunde einher. Gruppe IV setzt eine Bewusstlosigkeit von mehr als einer Stunde bis 24 Stunden voraus. In Gruppe V liegt eine Bewusstlosigkeit von mehr als 24 Stunden bis zu einer Woche vor. Eine Bewusstlosigkeit der Gruppe VI von über einer Woche also, geht in der Regel mit Folgeschäden einher. Diese sind vielfach im neuropsychologischen Bereich nachweisbar.

Die phasenhafte Einteilung des schweren Schädel-Hirntraumas bei Kindern und Jugendlichen orientiert sich an Gerstenbrand (1967): In der *Akutphase* kommt es vor allem darauf an, lebenswichtige Funktionen wiederherzustellen beziehungsweise zu erhalten. Beim *apallischen Syndrom* handelt es sich um eine besonders schwere hirntraumatische Verlaufsform. Es liegt ein Zustand der Bewusstlosigkeit vor, welcher auch als Wachkoma (von Coma vigil) bezeichnet wird. „Der Patient liegt wach da mit offenen Augen. Der Blick starrt geradeaus und gleitet ohne Fixationspunkt verständnislos hin und her. Auch der Versuch, die Aufmerksamkeit hinzulenken, gelingt nicht oder nur spurweise; Ansprechen, Anfassen, Vorhalten von Gegenständen erweckt keinen sinnvollen Widerhall“ (Kretschmer 1940; zitiert nach Adler 1975, S. 12). Im apallischen Syndrom sind Massenbewegungen erkennbar. Pflegerischer Behandlung oder Schmerzreizen folgend sind Streckbeziehungsweise Beugemechanismen erkennbar. Auf optische und akustische Reize erfolgen keine erkennbaren Reaktionen (Piorreck 1986).

In der *Phase der basalen¹ Psychomotorik* erfolgt auf Schmerzreize eine motorische Unruhe, zum Beispiel

durch Wegdrehen. „Psychomotorische Unruhe ist begleitet durch unspezifische Angstreaktionen, die auch ohne Reize von außen auftreten, teilweise mit vegetativen Entgleisungen wie Schwitzen und Tachykardien“ (Piorreck 1991, S. 133). Erkennbar ist ein Innehalten auf akustische Reizdarbietung, zum Beispiel durch Kopfdrehung zum Reiz hin, die mit einer beginnenden Beruhigung einhergeht. Am Ende ist eine Entspannung des oder der Traumatisierten auf Streicheln oder beruhigende akustische Reize zu erkennen.

Sobald die Betroffenen nach Gegenständen greifen, sie in den Mund nehmen oder wegwerfen, durchlaufen sie die *Phase des Nachgreifens*. Nach und nach sind sie in der Lage, die Gegenstände optisch zu verfolgen. Der gestörte Schlaf-Wach-Rhythmus, welcher bis zu dieser Zeit vorgelegen hat, wird auf die Tageszeit verlegt. Die Betroffenen lassen eine zunehmende Entspannung erkennen. Gegen Ende dieser Phase ist ein Lächeln erkennbar. Die Beschäftigung mit Gegenständen, welche jedoch noch nicht zweckbezogen eingesetzt werden, charakterisiert den Übergang in die nächste Phase. Positiv ist das beginnende Situationsverständnis.

Grundlos aggressiv werden schwer Schädel-Hirnverletzte in der *Klüver-Bucy-Phase*. Die Betroffenen beißen, schlagen oder ziehen an den Haaren oder Kleidern. Umgekehrt beginnen sie zu streicheln oder zu umarmen. Motorische Schablonen, etwa das Handkussgeben, sind beobachtbar. Eine regelrechte Esssucht ist erkennbar. Enthemmte sexuelle Handlungen können bei jugendlichen Menschen mit einer Hirnverletzung auftreten. Das beginnende Sprachverständnis ist positiv zu bewerten, jedoch ist der Sprachgebrauch noch nicht möglich. Ja-Nein-Signale können vermittelt werden. Der sinnbezogene Einsatz von Gegenständen ist vorhanden und einfache Handlungen können durchgeführt werden. Das Ende dieser Phase ist gekennzeichnet durch das Sprechen einzelner, oftmals auch sinnbezogener Wörter.

Der Sprechbeginn ist in der *Korsakow-Phase* zu verorten. Eine, wenn auch abnehmende Desorientierung zur Person, örtlich und zeitlich, ist zu Phasenbeginn vorhanden. Die Betroffenen beginnen nun, über das Geschehene und ihre Behinderung nachzudenken. Unsicherheiten bei der Behinderungsverarbeitung werden vielfach durch verbale Schablonen verdeckt, wie „locker vom Hocker“ oder ähnliches. Vorhanden ist ein Ablenken von der Behinderung und den therapeutischen Behandlungsmaßnahmen bis hin zur Leistungsverweigerung. Neuropsychologische Symptome, wie Weick (1956, zitiert nach Ad-

ler 1975, S. 15) sie mit dem Terminus „Durchgangssyndrom“ charakterisiert hat, sind feststellbar. Hierbei handelt es sich um „Antriebsminderung, Verlangsamung, Schwerbesinnlichkeit, Merkfähigkeits- und Konzentrationserschwerung und affektive Auffälligkeiten“ (ebd.). Es liegt nun keine Bewusstseinstrübung mehr vor. Depressivität lassen die Betroffenen am Ende dieser Phase erkennen. Die Suizidgefahr ist jetzt sehr groß, wobei es spontan zu suizidalen Handlungen kommt.

Die Orientierung zur Person, örtlich und zeitlich, ist im *Integrationsstadium* vorhanden. Die Fähigkeit zur Planung ist feststellbar. In schwierigen Situationen entwickeln die Betroffenen ohne optische und akustische Hilfe Lösungsmöglichkeiten. Eine positive Einstellung zur Behinderung ist vorzufinden, die eine aktive Mitarbeit der Betroffenen bedingt. In unterschiedlicher Ausprägung bestehen weiterhin typische Restsymptome. Im so genannten *Defekts stadium* ist keine Spontanremission mehr zu beobachten. Typischerweise treten in dieser Phase Sekundärveränderungen in Form von muskulären Verkürzungen, später dann muskulären Kontrakturen bis schlimmstenfalls knöchernen Veränderungen auf.

Zur Situation des Dozenten

Da es sich bei dem Dozenten der Wahlfachübung und Verfasser dieses Beitrags bezüglich des Schädel-Hirntraumas um einen Experten in eigener Sache handelt, wollten die Studierenden noch einiges zu dessen Unfallhergang und zum Rehabilitationsverlauf wissen.² Zusammenfassend wird dieser Bericht hier wiedergegeben.

Nach relativ unbeschwert verlaufener Kindheit ereignete sich im Februar 1982 in Witten, als der Verfasser Schüler eines Gymnasiums war, das schwere Schädel-Hirntrauma im Alter von 12 Jahren als Folge eines Straßenverkehrsunfalls. „Es wurde eine schwere Hirnkontusion rechts paramedian im fronto-temporo-basalen Marklager mit diffusem Hirnödem im CT, Oberschenkelfrakturen beidseits sowie eine komplett Unterschenkelfraktur links diagnostiziert“ (Rensinghoff 1999, S. 150).

Der stationären vierwöchigen Behandlung in der neurochirurgischen Intensivabteilung und acht Wochen in der unfallchirurgischen Abteilung, folgte eine neunmonatige stationäre Weiterbehandlung im neurologischen Rehabilitationskrankenhaus für Kinder und Jugendliche in Gailingen. Nach der Entlassung aus der stationären Behandlung erfolgte die weitere Beschulung, von der Klasse acht bis zum Erhalt der Fachoberschulreife mit der Zugangsberech-

tigung für die Gymnasiale Oberstufe in der Schule für Körperbehinderte in Bochum. Ein missglückter Integrationsversuch in die Jahrgangsstufe elf des bereits vor dem Unfall besuchten Gymnasiums machte zur Jahrgangsstufe elf/zwei hin einen Wechsel in die Gymnasiale Oberstufe der Schule für Körperbehinderte in Köln erforderlich. Dies bedingte eine Internatsunterbringung während der Schultage im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Hürth.

Nach Bestehen der Abiturprüfung im Mai 1989 folgte das Studium des Lehramtes für Sonderpädagogik an der Heilpädagogischen Fakultät der Universität zu Köln. Die Studienschwerpunkte wurden auf die Sondererziehung und Rehabilitation der Körper- und Lernbehinderten sowie das Unterrichtsfach Evangelische Religionslehre gelegt. 1994 bestand der Verfasser die Erste Staatsprüfung für das Lehramt für Sonderpädagogik.

Die zweite Ausbildungsphase begann im Studien-seminar für Sonderpädagogik in Dortmund, wobei die schulpraktische Ausbildung in der Dortmunder Schule für Körperbehinderte stattfand. Hier war der Verfasser psychosozialem Stress ausgesetzt, weil zu Beginn der zweiten Ausbildungsphase durch die Ausbilderinnen und Ausbilder paternalistische Gewalt (vgl. Jantzen 2001) an der Tagesordnung war. So wurde er beispielsweise mit der Aussage konfrontiert, dass er als Behinderter doch am besten gar nicht hätte Körperbehindertenpädagogik studieren dürfen, da er seinen Kollegen und Kolleginnen nur zur Last falle. Diese müssten schließlich für ihn die schwerstbehinderten Schülerinnen und Schüler heben und tragen und sich an seiner Stelle den Rücken kaputt machen. Auch wäre durch die eigene Betroffenheit ein professionelles Handeln bei Körperbehinderten nicht möglich. Diese traumatisierenden Erfahrungen mündeten nach fünfjähriger missglückter zweiter Ausbildungsphase in der Entlassung aus dem Vorbereitungsdienst und in dem Erhalt einer Rente wegen Erwerbsunfähigkeit auf Zeit von 260,10 Euro, die das Sozialhilfeniveau großzügig unterschritt.

Gegenwärtig ist der Verfasser wissenschaftlicher Mitarbeiter im Rahmen einer Qualifizierungsmaßnahme im Arbeitsbereich für Sozial- und Sonderpädagogik des Instituts für Erziehungswissenschaft an der Philipps-Universität Marburg.

Abschluss und Seminarkritik

Einen runden Abschluss fand die Wahlfachübung in der Darbietung eines zweiteiligen Films zur Frührehabilitation und Frühmobilisation sowie der medi-

zinisch-beruflichen Rehabilitation im neurologischen Rehabilitationszentrum für Kinder und Jugendliche in Bremen (Hartwig-Held u.a. 2002, 2002a).

Am Ende der Wahlfachübung hatten die Studierenden den Auftrag, die abgelaufene Veranstaltung mittels einer vierstufigen Skala³ zu beurteilen. Dafür stand ihnen ein Punktrichter zur Verfügung. In der Seminarkritik äußerten sich die Studierenden positiv, lediglich der Seminarort wurde von zwei Studierenden als bedingt empfehlenswert beurteilt. Das hatte wohl etwas mit dem schulischen Charakter des Veranstaltungsgebäudes und -raumes zu tun, denn die Schulzeit lag für einige Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer noch nicht so lange zurück und ist vielleicht mit unangenehmen Erinnerungen verbunden.

Anmerkungen

- 1 Der Begriff basal wurde in Abgrenzung zur medizinischen Terminologie gewählt, die hier von einer primitiven Psychomotorik spricht, was es letztlich nicht ist.
- 2 Die Lektüre autobiographischer oder biographischer Geschichten kann den mündlichen Erfahrungsbericht eines Betroffenen nicht ersetzen (vgl. Sommer; Kuonath 2001).
- 3 1: sehr empfehlenswert, 2: empfehlenswert, 3: bedingt empfehlenswert, 4: nicht empfehlenswert

Literatur

- Adler, J.: Pädagogische Hilfen für Kinder mit einem Hirntrauma. Berlin 1975
- Bauby, J.-D.: Schmetterling und Taucherglocke. Wien 1997
- Franke, G.: Die verborgene Welt des Karl-Heinz Pantke. Bayerischer Rundfunk 2004
- Friess, O.: Untersuchungen zum Zukunftskonzept bei Schuljugendlichen und jungen Erwachsenen mit Körperbehinderungen. Dissertation Erfurt/Mühlhausen 1992
- Gerstenbrand, F.: Das traumatische apallische Syndrom. Wien 1967
- Hartwig-Held, Anna u.a.: Neurologische Rehabilitation junger Menschen: Frührehabilitation und Frühmobilisation (Phasen B + C). Pana Media Productions. Bremen 2002
- Hartwig-Held, Anna u.a.: Neurologische Rehabilitation junger Menschen. Weiterführende Rehabilitation (Phase D). Medizinisch-berufliche Rehabilitation. Pana Media Productions. Bremen 2002a
- Heubrock; Petermann: Lehrbuch der Klinischen Kinderneuro-psychologie. Göttingen 2000
- Hofmann-Stocker, Elisabeth: Psychische Verarbeitung und Psychotherapie in der Rehabilitation hirnverletzter Jugendlicher. In: Zeitschrift für Neuropsychologie 2/1990, S. 75-94
- Jantzen, W.: Unterdrückung in Samthandschuhen. Über paternalistische Gewaltaußübung (in) der Behindertenpädagogik. In: Müller, A. (Hrsg.): Sonderpädagogik provokant. Luzern 2001, S. 57-68
- Krämer, U.; Schnabel, Marina: Sexualität – Lebenselement und dennoch Tabu. In: NOT 1/2005, S. 18-20
- Lange-Cosack, Herta: Das Hirntrauma im Kindes- und Jugendalter. Berlin 1973
- Mundzeck, Heike: Ein Kind zum Wegwerfen? Filmproduktion

der multimedia Gesellschaft für audiovisuelle Information mbH. Norddeutscher Rundfunk 1988

Muthny, F.A.: Krankheitsverarbeitung bei Kranken und Gesunden. In: Schüssler, G.; Leibing, E. (Hrsg.): Coping. Verlaufs- und Therapiestunden chronischer Krankheit. Göttingen 1994, S.17-34

NOT 1/2005, S. 38 f.

Pantke, K.-H.: Monsieur Noirtier de Villefort. In: Pantke; Knoop: Metamorphose. Das Locked-in Syndrom in der Literatur. Band 1, Berlin 2000, S. 6-8

Piorreck, Sigrune: Schwere Schädelhirntraumen bei Kindern. Verlauf und Therapie nach schwerem Schädel-Hirntrauma bei Kindern. In: Vereinigung der Bobath-Therapeuten Deutschland e. V. (Hrsg.): Info Blatt vom 14.1.1986, S. 5-20

Piorreck, Sigrune: Verlauf nach schwerem Schädelhirntrauma. Erfahrungen mit Kindern und Jugendlichen. In: praxis ergotherapie 4/1991, S. 132-138

Rensinghoff, C.: Selbstbestimmtes Leben nach schwerer Schädelhirnverletzung im Alter von 12 Jahren. In: Wild, K. R. H. von; Hömberg, V.; Ritz, Annegret (Hrsg.): Das schädelhirnverletzte Kind. Motorische Rehabilitation, Qualitätsmanagement. München 1999, S. 150 f.

Sommer, B.; Kuonath, C.: Biographie und Behinderung. Krankheit, Rehabilitation und Lebensgeschichte eines Jugendlichen in Selbstzeugnissen. Ein autobiographisch orientierter Forschungsansatz. Engelsbach bei Frankfurt am Main 2001

Rundschau

► Allgemeines

50 000 Vereine mehr als vor vier Jahren. Derzeit existieren rund 594 277 eingetragene Vereine in Deutschland. Das geht aus der aktuellen „Vereinsstatistik 2005“ hervor, die aus Daten der Vereinsregister in Deutschland gespeist wird und mit Zahlen aus den Jahren 2001 und 2003 vergleichbar ist. Danach gibt es fast 50 000 Vereine mehr als im Jahr 2001. Auf 1 000 Bürgerinnen und Bürger kommen rund sieben Vereine. Die Erhebung wurde in diesem Jahr erstmals im Auftrag des Bundesverbands deutscher Vereine und Verbände e.V. (bdvv) durchgeführt. Weitere Informationen unter www.bdvv.de Quelle: Paritätischer Rundbrief 11.2005

Willkommen in Berlin. Infopaket für Zuwanderer. Hrsg. Der Beauftragte des Senats für Integration und Migration. Selbstverlag. Berlin 2005, Loseblattsammlung, EUR 2,- + Versandkosten *DZI-D-7242*

Das Willkommenspaket für Zuwanderer und Zuwandererinnen gibt Hilfestellung und listet Angebote auf, die für neue ausländische Mitbürger und Mitbürgerinnen wichtig sind. Diese reichen von Erstinformationen über Anmeldung, Wohnungssuche, Arbeitsmöglichkeiten bis zu Bildungsangeboten, Gesundheitsvorsorge oder Hilfen für Familien. Dieses Material soll Orientierung im politischen und sozialen Leben in Berlin zur Teilhabe an den Entscheidungen in der Stadt geben. Das Gesamtpaket wird in Deutsch und in sieben weiteren Sprachen vorgehalten: Arabisch, Englisch, Französisch, Polnisch, Russisch, Serbokroatisch und Türkisch. Es wird von der Ausländerbehörde oder vom Bürgeramt überreicht und kann auch beim Beauftragten für Integration und Migration des Senats von Berlin, Potsdamer Str. 65, 10785 Berlin abgeholt werden. Die Unterlagen sind auch kostenlos auf der Internetseite abzurufen: <http://www.Berlin.de/sengsv/auslb/publikationen/willkommen.html>

Friedwart Bruckhaus-Förderpreis 2005/2006. Die Hanns Martin Schleyer-Stiftung schreibt für wissenschaftliche und journalistische Arbeiten den Friedwart Bruckhaus-Förderpreis zum Thema „Wiederentdeckung des Gemeinwohls? – Die Verantwortung des Einzelnen in einem freiheitlichen Gemeinwesen“ aus. Angesprochen sind junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zum Wettbewerbsthema bemerkenswerte Forschungen geleistet haben, sowie junge Journalistinnen und Journalisten, deren Presse-, Hörfunk- oder Fernsehbeiträge sich durch allgemein verständliche Darstellungen wissenschaftlicher Erkenntnisse und praktischer Erfahrungen ausgezeichnet haben. Vorgesehen sind drei Preise zu je 5 000 Euro. Die Bewerberinnen und Bewerber sollten bis zum 30. April 2006 das 32. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Einschluss ist der 30. April 2006. Weitere Informationen unter www.schleyer-stiftung.de Quelle: Mitteilung der Schleyer-Stiftung

Engagement-Dachverbände. Die vier Dachverbände der Engagement fördernden Infrastruktureinrichtungen auf Bundesebene wollen enger zusammenarbeiten und ein gemeinsames Netzwerk gründen. Die Beteiligten treffen sich bereits seit 2001 zweimal jährlich, um ihre Aktivitäten zu koordinieren. Die vier Dachverbände sind: Bundesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligenagenturen (bagfa), Verband Freiwilligen-Zentren im Deutschen Caritasverband, Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenbüros (BaS) und Deutsche Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen (DAG SHG). *Quelle: BBE-Newsletter 23.2005*

Fachkräftemangel bei weiterhin hoher Arbeitslosigkeit. Ohne zusätzliche beschäftigungspolitische Impulse ist auf mittlere Sicht kein spürbarer Rückgang der Arbeitslosigkeit zu erwarten, lautet das Ergebnis einer Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB). Eine Gegenüberstellung des zukünftigen Arbeitskräfteangebots und -bedarfs zeigt, dass in den nächsten Jahren weiterhin mit hoher Unterbeschäftigung zu rechnen ist. Erst im folgenden Jahrzehnt werden die demographische Entwicklung und der Anstieg der Erwerbstätigkeit die Arbeitslosigkeit deutlich vermindern. Nach der Langfristprojektion des IAB könnte sich bis 2020 die Unterbeschäftigung halbieren. Ohne verstärkte Bildungsanstrengungen besteht jedoch die Gefahr, dass es zu einem Fachkräftemangel bei immer noch hoher Arbeitslosigkeit kommt, warnen die Arbeitsmarktforscher und -forscherinnen. *Quelle: Presseinformation des IAB vom 9.12.2005*

Deutscher Fundraising-Kongress 2006. Mit internationalen Expertinnen und Experten aus Wirtschaft und Medien stellt sich der Deutsche Fundraising-Kongress 2006 in der Zeit vom 29. bis 31. März 2006 in Magdeburg den neuen Herausforderungen des Spendenmarktes. Über 500 Teilnehmende haben in rund 80 Workshops, Foren und Seminaren die Möglichkeit, das Know-how von Fachleuten zur Optimierung ihrer Fundraisingpraxis zu nutzen. Im Mittelpunkt des Kongresses steht die zunehmende Bedeutung des integrierten Fundraising. Die Programmvorshau ist bereits erschienen und steht unter www.fundraising-kongress.de zum Download bereit. Bei Anmeldung bis zum 13. Januar 2006 wird für Frühbuchende ein Nachlass gewährt. Anmeldung: Kongressbüro neues handeln GmbH, Tel.: 02 21/160 82-0, E-Mail: info@fundraisingkongress.de

► Soziales

Barrieren im Alltag abbauen. Mit der „Agentur Barrierefrei“ will die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen helfen, Barrieren für behinderte Menschen abzubauen. Das Projekt berät kostenlos Interessenverbände Betroffener sowie Stadt- und Kreisverwaltungen, Krankenhäuser und soziale Einrichtungen. Es bietet Checklisten und Workshops an und hilft, bürgerfreundliche, praktikable und kostengünstige Lösungen zur Herstellung von Barrierefreiheit umzusetzen. Die „Agentur Barrierefrei“ ist ein Beitrag der Landesregierung zur Umsetzung des nordrhein-westfälischen Behindertengleichstellungsgesetzes, das seit 2004 in Kraft ist und den Abschluss von Zielvereinbarungen zwischen Behindertenverbänden und Kommunen vorsieht, um bauliche Barrieren im öffentlichen Raum zu verringern und öffentlich gestaltete Lebensbereiche Schritt für Schritt für alle zugänglich und nutzbar zu machen. *Quelle: Presseinformation des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen vom 6. Dezember 2005*

Beteiligung des Bundes an Unterkunftskosten. Die Arbeitsministerin von Rheinland-Pfalz begrüßte die Ankündigung des Bundesarbeitsministers, dass sich der Bund auch im Jahr 2006 wie zugesagt mit 29,1% an den Kosten der Unterkunft im Rahmen des Arbeitslosengeldes II beteiligen wird. Ursprünglich hatte der Bund diese im Gesetz zum Arbeitslosengeld II vorgesehene Beteiligung an den Kosten der Kommunen für überhöht gehalten und eine weitaus niedrigere Beteiligung angekündigt. 2006 soll nach Mitteilung des Bundesarbeitsministers die Neuordnung der Finanzierung ab 2007 erarbeitet werden. *Quelle: Pressedienst des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Familie und Gesundheit von Rheinland-Pfalz Nr. 181-4/05*

Erste Schritte in der Schuldnerberatung. Eine Beratungshilfe für Fallmanager. Hrsg. Projekt „Schuldnerberatung“ an der Fachhochschule Potsdam. Selbstverlag. Potsdam 2005, 32 S., EUR 1,50 *DZI-D-7344* Studentinnen des Fachbereichs Sozialwesen der Fachhochschule Potsdam befassten sich in dem Projekt „Schulden und Schuldnerberatung“ unter Leitung ihrer Professorin mit den Ursachen der Verschuldung von Haushalten sowie mit Entschuldungsmöglichkeiten. In praktischen Übungen wurden Beratungssituationen nachgestellt. Als Abschlussarbeit verfassten die Studentinnen die vorliegende Broschüre. Diese gibt Beraterinnen und Beratern die Möglichkeit, Betroffene kompetent zu unterstützen und Aufklärungsarbeit innerhalb des Problemkreises zu leisten. Außerdem werden die Aufgaben einer Schuldnerberatungsstelle erläutert. Bestellanschrift: Prof. Dr. Ingrid Schulz-Ermann, Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Sozialwesen, Postfach 60 06 08, 14406 Potsdam

Stiftung Warentest untersuchte Hartz IV. Die Stiftung Warentest untersuchte im Herbst 2005, wie es den Arbeitslosen seit der Einführung des Arbeitslosengeldes II seit Januar 2005 in den Arbeitsagenturen und -gemeinschaften ergangen ist. Ihr Fazit: Arbeitslose mussten lange auf ihr Geld warten, bekamen nur selten Maßnahmen zur Förderung und Qualifizierung angeboten, Unterlagen verschwanden, Bescheide waren fehlerhaft. Ein Rat der Warentestrinnen und -tester: Bei Zweifeln sollte Widerspruch eingeleget werden. Die Bundesagentur für Arbeit sagte dazu, dass die Befragung keine neuen Erkenntnisse bringe. Die Schwierigkeiten zu Jahresbeginn habe man nie abgestritten. Mittlerweile seien die Anlaufprobleme behoben. Außerdem stellt die Behörde in Frage, ob die Umfrage repräsentativ ist. *Quelle: ver.di Publik 12.2005*

Wohngeld 2004. Bis Ende des Jahres 2004 erhielten in Deutschland rund 3,5 Mio. Haushalte Wohngeld, das sind 9 % aller privaten Haushalte. Im Vergleich zum Vorjahr ist die Zahl der Empfängerhaushalte um 4 % gestiegen. Wohngeld ist ein von Bund und Ländern getragener Zuschuss zu den Wohnkosten. Es wird Mieter und Eigentümern gezahlt, wenn die Höhe ihrer Miete oder Belastung für angemessenen großen Wohnraum die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit ihres Haushalts überfordert. Fast die Hälfte aller Wohngeldempfangenden lebt allein (48,2 %), weitere

21,4 % leben in Zwei-Personen-Haushalten und 13,3 % in Drei-Personen-Haushalten, die übrigen 17,1 % in Haushalten mit vier oder mehr Personen. Die Gesamtausgaben für Wohngeld betragen im Jahr 2004 bundesweit knapp 5,2 Mrd. Euro, das waren 6,7 % mehr als 2003. Quelle: Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes Nr. 502/05

Vermittlung von Langzeitarbeitslosen. Die Sozialministerin des Freistaates Sachsen und Landräte aus sechs Optionslandkreisen gaben einen Auftrag zur Entwicklung eines neuen Instruments zur Vermittlung von Arbeitslosengeld-II-Empfängerinnen und -empfängern. Das Kernstück des so genannten „Job-Channel“ bildet ein TV- und web-basierter virtueller Arbeitsmarkt für Arbeitssuchende, Arbeitgeber und Fallmanagement. Den Unternehmen wird eine Plattform eröffnet, um ihre freien Stellen in einem etwa zweiminütigen Film im Web-TV darzustellen. Mit diesem Pilotprojekt wird gezeigt, dass die optierenden Kommunen in der Lage sind, auch ohne Unterstützung der Bundesagentur für Arbeit neue und innovative Wege bei der Umsetzung der Grundsicherung für Arbeitssuchende zu beschreiten. Quelle: Pressemitteilung des Sächsischen Staatministeriums für Soziales Nr. 192/05

► Gesundheit

Finnland bewertet die Pflege. In Finnland prüft das staatliche Forschungszentrum für Wohlfahrt und Gesundheit (STAKES) seit dem Jahr 2000 eine Methode zur Bewertung von Qualität und Wirtschaftlichkeit von Pflegeeinrichtungen. Das Pilotprojekt im Auftrag des finnischen Gesundheitsministeriums arbeitet mit dem Resident Assessment Instrument (FinRAI). Das Benchmarking mit FinRAI soll helfen, die häusliche und stationäre Pflege des Landes zu verbessern und die steigenden Ausgaben zu begrenzen. Im Jahr 2005 erfassste das Projekt 20 % aller stationären sowie 10 % der ambulanten Pflegekunden. Öffentliche und private Anbietende von Pflegeleistungen dokumentieren soziodemographische Daten, Pflegebedarf, Indikatoren des Gesundheitszustands sowie Diagnosen und Medikation ihrer Kundinnen und Kunden. Ziel ist, die Zusammenarbeit zu optimieren, die Inanspruchnahme von medizinischen und sozialen Leistungen landesweit zu dokumentieren und Finanzierungs- und Vergütungssysteme für die Langzeitpflege weiterzuentwickeln. Quelle: Gesundheit und Gesellschaft 11.2005

Herzneurosen. Nicht immer beruhen Herzbeschwerden auf krankhaften Veränderungen des Herzens. Auch seelische Gründe können verantwortlich sein. Die Deutsche Herzstiftung mahnt, den Einfluss der Psyche auf das Herz ernst zu nehmen. Oft lassen sich mit gezielten Therapien deutliche Verbesserungen bewirken, wenn Patienten und Patientinnen an Beschwerden wie Herzrasen, Herzstolpern, Atemnot und Brustschmerzen leiden. Bei genauer Diagnose lässt sich in solchen Fällen oft eine Herzneurose erkennen, die zum Kreis der Angsterkrankungen zählt und psychisch bedingt ist. Informationen über Herzneurosen und ihre Behandlung bietet die Deutsche Herzstiftung in dem Sonderdruck „Seele kränkt Herz – Körperliche oder psychische Krankheit?“, der gegen Einsendung von 1,44 Euro in Briefmarken bezogen werden kann: Deutsche Herzstiftung, Vogtstr. 50, 60322 Frankfurt am Main, Tel.: 069/95 51 28-140, Fax: 069/95 5128-313, E-Mail: koenig@herzstiftung.de

Glossar: Arbeit und Förderung in Werkstätten für behinderte Menschen. Hrsg. Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung, Landesverband Nordrhein-Westfalen e.V. Eigenverlag. Hürth 2005, 76 S., EUR 7,- *DZI-D-7343*

In diesem Glossar sind rund 380 Fachbegriffe mit Erläuterungen aufgenommen. Es wendet sich in erster Linie an Fachkräfte der Arbeits- und Berufsförderung in Werkstätten für behinderte Menschen. Das Buch ist jedoch auch eine Quelle der Information für alle an Werkstattfragen Interessierte, die damit eine Möglichkeit haben, sich einen Überblick mit Erklärungen der relevanten Begriffe zu verschaffen. Bestellanschrift: Lebenshilfe-Verlag Nordrhein-Westfalen, Abstr. 21, 50354 Hürth, Tel.: 022 33/932 45-0, E-Mail: gar@lebenshilfe-nrw.de

Hospizstiftung. Die HypoVereinsbank gründete aus einem ihr zur Verfügung gestellten Nachlass eine Hospizstiftung unter dem Dach der Bayerischen Stiftung Hospiz. Zweck dieser Stiftung ist es, die Hospizidee in Franken, der Herkunftsregion des Erblassers, zu fördern. Geplant ist die jährliche Auslobung eines Preises für innovative Entwicklungen im Bereich des Aufbaus in ambulanten Netzwerken zur palliativmedizinischen, -pflegerischen und hospizlichen Versorgung. Daneben sollen Maßnahmen, die der Anerkennung und Wertschätzung der ehrenamtlichen Hospizhelferinnen und -helfer dienen, gefördert werden. Mit dieser Stiftungsgründung will die HypoVereinsbank auch Bürgerinnen und Bürger sowie Unternehmen dazu ermuntern, die genannten Ziele mit kleineren oder größeren Zu-stiftungen beziehungsweise Unterstiftungen zu fördern. Quelle: Pressemitteilung der Bayerischen Stiftung Hospiz vom 2. Dezember 2005

Frauen und Rauchen in der Europäischen Union. Rauchen ist eine der Haupttodesursachen bei Frauen in der Europäischen Union (EU). Die tabakassoziierte Sterblichkeit steigt bei Frauen stetig an. Im Jahr 2000 starben mindestens 148 000 Frauen vorzeitig an tabakassoziierten Erkrankungen wie Krebs und Herzkrankheiten, das sind 7 % aller weiblichen Todesfälle. Die von der EU im Frühjahr 2005 lancierte HELP-Kampagne soll Raucherinnen ermutigen, diese Gewohnheit aufzugeben. Weitere Informationen: HELP: Für ein rauchfreies Leben. Eine Initiative der Europäischen Union, DG Gesundheit und Verbraucherschutz, www.help-eu.com

► Jugend und Familie

Soziales Frühwarnsystem. Es gibt inzwischen viele Anlaufstellen für Familien mit Problemen, doch meistens greift die Hilfe erst, wenn die Konflikte offensichtlich sind. In Nordrhein-Westfalen wurde deshalb ein „soziales Frühwarnsystem“ erprobt, mit dem Kindern in Notsituationen früher geholfen werden kann. „Das im vergangenen Jahr ausgelaufene Modellprojekt war so erfolgreich, dass es nun in kommunaler Regie auf andere Kommunen ausge-dehnt wird“, sagt Erwin Jordan vom Institut für Soziale Arbeit. Die Idee: Wenn eine Krankenschwester beobachtet, dass eine Mutter mit ihrem Neugeborenen nicht zurechtkommt, oder ein Installateur eine Wohnung betritt, in der die Familie im Müll lebt, können beide ihre Beobachtung bei Stellen melden, die zuvor in das Projekt eingebettet wurden. Zum Beispiel bei der Caritas, dem Ordnungsamt

oder der Polizei. In Bielefeld wird der Mutter dann Hilfe durch eine ehrenamtliche Patin angeboten, in Emmerich wird die Wohnung der Familie renoviert unter der Auflage, ihr Chaos besser zu verwalten. Das Angebot ist freiwillig. Nur wenige lehnten diese Einmischung von außen ab. Erwin Jordan: „Die große Mehrheit war über die Hilfe sehr froh.“ Informationen: www.soziales-fruehwarnsystem.de
Quelle: Sozialcourage 4.2005

Bürgerschaftliches Engagement als Bildungsziel (in) der Schule.

Dokumentation. Hrsg. Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (BBE). Selbstverlag. Berlin 2005, 79 S., EUR 3,- *DZI-D-7240*

Dieser Reader dokumentiert die im Oktober 2004 durchgeführte Tagung des BBE am Frauenlob-Gymnasium in Mainz. Er versammelt die Vorträge der Tagung sowie die Berichte aus den Arbeitsgruppen zum Thema des Engagements als Bildungsziel in Schulen. Zudem werden eine Vielzahl von positiven Beispielen für die Verzahnung von Schule und bürgerschaftlichem Engagement gegeben. Bestellanschrift: BBE Bundesgeschäftsstelle, Michaelkirchstr. 17-18, 10179 Berlin, Tel.: 030/629 80-0

Kinder- und Jugendhilfe in Nordrhein-Westfalen. Im Jahr 2004 stellten die Jugendämter in Nordrhein-Westfalen 7 627 Kinder und Jugendliche vorläufig unter Schutz, das waren 5,8% weniger als im Jahr zuvor. Die Mehrzahl der in Obhut Genommenen waren Jugendliche ab 14 Jahren. Kinder (unter 14 Jahren) waren in einem Drittel der Fälle betroffen. 57,5 % der betroffenen Kinder und Jugendlichen waren Mädchen. In der Hälfte der Fälle wurden die Maßnahmen auf Initiative des Jugendamtes oder der Polizei ergriffen. In einem Drittel der Fälle (2 534) ging das behördliche Eingreifen auf Initiative des Kindes oder Jugendlichen selbst zurück. In den übrigen Fällen wiesen Lehrerinnen, Lehrer, Ärzte, Verwandte, Nachbarn und andere die Behörden auf die Notsituation der jungen Menschen hin. Anlässe waren zumeist eine Überforderung der Eltern oder eines Elternteils beziehungsweise die Vernachlässigung des Kindes. Quelle: Pressestelle des Landesamtes für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen Nr. 211/05

Lobbyarbeit für Frauenhäuser. Der Diözesan-Caritasverband Münster hat für die fünf Diözesan-Caritasverbände in Nordrhein-Westfalen (NRW) die Vertretung der katholischen Frauenhäuser auf Landesebene übernommen. Neben der politischen Interessenvertretung ist der DiCV Münster zuständig für Information und Koordination der Arbeit der Frauenhäuser in NRW. Bisher hatte die Bundeszentrale des Sozialdienstes katholischer Frauen in Dortmund diese Aufgaben erfüllt. Dort bleibt weiterhin die Zentrale Fachstelle für katholische Frauenhäuser angesiedelt, zu deren Schwerpunkten Fortbildung, konzeptionelle Weiterentwicklung der Frauenhausarbeit, Vertretung auf Bundesebene sowie länderübergreifende Aufgaben zählen. Quelle: Caritas in NRW Aktuell 6/05

Reisen für alle? Interkulturelle Öffnung von Kinder- und Jugendreisen. Praxishilfe. Von Melanie Werner. Verlag Naturfreundejugend Deutschlands. Remagen 2005, 80 S., EUR 2,50 + Versandkosten *DZI-D-7219*
Rund eine Million Kinder in Deutschland kommen aus Familien mit Migrationshintergrund. Die meisten sind in

Deutschland geboren. An Kinder- und Jugendreisen nimmt diese Gruppe jedoch kaum teil. Welche Zugangsbarrieren bestehen und wie können sie ausgeräumt werden? Als Ergebnis eines Trainingsseminars mit dem Internationalen Jugendaustausch- und Besucherdienst der Bundesrepublik Deutschland und dem Servicebüro für Kinder- und Jugendreisen transfer e.V. hat die Naturfreundejugend Deutschlands methodische und praktische Hinweise für die Gewinnung dieser Zielgruppe zusammengestellt. Bestellanschrift: Naturfreundejugend Deutschlands, Haus Humboldtstein, 53424 Remagen, Tel.: 022 28/94 15-0, Fax: 022 28/94 12-22, E-Mail: info@naturfreundejugend.de

Louis-Lowy-Preis 2006. Die Gesellschaft für Social Groupwork e.V. verleiht im Jahr 2006 zum dritten Mal den Louis-Lowy-Preis. Der mit 765 Euro dotierte Preis, der vom Aachener ibs-Verlag gestiftet wird, soll an ein Praxisprojekt verliehen werden, das die soziale Gruppenarbeit im Bereich Schule fördert oder gefördert hat. Unter dem Thema „Soziale Gruppenarbeit in der Schule“ können sich interessierte Träger, Institutionen, Teams und Einzelpersonen für diesen Preis bewerben. Einsendeschluss ist der 31. Mai 2006. Informationen: Gesellschaft für Social Groupwork e.V., c/o Hartmut Zückner, Trichtergasse 16, 52064 Aachen

► Ausbildung und Beruf

Umsatzsteuer bei Supervisionsleistungen. In dem Urteil vom 20. Juni 2005 hat der Bundesfinanzhof (BFH) entschieden, dass Supervisionsleistungen keine heilberufliche Tätigkeit darstellen und deshalb nicht unter den Umsatzsteuerbefreiungstatbestand des § 4 Nr. 14 S.1 Umsatzsteuergesetz fallen (Az.: VR 1/02). Der BFH vertritt die Ansicht, die Supervision von Therapeutinnen und Therapeuten werde in einem Zusammenhang erbracht, der die Feststellung zulässt, das Hauptziel der Supervision sei nicht der Schutz und die Aufrechterhaltung der Gesundheit, sondern vielmehr die Professionalisierung und die Bewältigung spezifischer Probleme der therapeutischen Arbeit. Dies schließe eine Beurteilung der Supervisionstätigkeit als Heilbehandlung und damit auch die Umsatzsteuerbefreiung aus. Information: www.bundesfinanzhof.de/www/entscheidungen/2005.8.17/5R102.html Quelle: DGSv aktuell 3.2005

Masterstudiengang Organisationsentwicklung und Leitung. Im Herbst 2006 beginnt an der Ev. Fachhochschule Reutlingen-Ludwigsburg der Masterstudiengang Organisationsentwicklung, Beratung und Leitung in sozialen Organisationen. Er geht über die bestehenden Konzepte des Sozialmanagements hinaus, indem er auch die Agentinnen und Agenten des Wandels, also sowohl Fachkräfte für Leitung als auch für Beratung, mit einer spezifischen Kompetenz für Organisationsentwicklung/Change Management ausbildet. Das berufsbegleitende, viersemestrige Studium beginnt im September 2006 in Ludwigsburg. Informationen: ifw/Institut für Fort- und Weiterbildung der Ev. Fachhochschule Reutlingen-Ludwigsburg, Auf der Karlshöhe 2, 71638 Ludwigsburg, E-Mail: efh-reutlingen-ludwigsburg.de

Praxiseinsatz in den USA. Interkulturelle Kompetenz in sozialen Berufen ist heute mehr denn je gefragt. Mit dem Fachkräfteprogramm der Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (AGJ) „Council of International Programs CIP“ bietet

sich für Fachkräfte in der Kinder- und Jugendhilfe die Möglichkeit der Fortbildung in diesem Bereich. Unter dem Motto „Leben, arbeiten und lernen in den USA“ werden die Fachkräfte in arbeitsfeldspezifischen Praxisstellen eingesetzt. Gefördert wird das Programm aus dem Kinder- und Jugendplan des Bundes. Mit der Durchführung ist die AGJ beauftragt. Informationen: AGJ – Child and Youth Welfare Association, Mühlendamm 3, 10178 Berlin, Tel.: 030/400 40-223, Fax: 030/400 40-232, E-Mail: renate.wisbar@agj.de, Internet: www.agj.de

Universitärer Studiengang für Nonprofit-Management. Im Frühjahr 2006 bietet die Westfälische Wilhelms-Universität Münster den bundesweit ersten berufsbegleitenden Masterstudiengang „Nonprofit-Management and Governance“ mit universitärem Abschluss an. Der von Wissenschaft und Praxis konzipierte, interdisziplinär angelegte Studiengang zielt darauf ab, künftiges Führungspersonal mit den Besonderheiten des Managements in Nonprofit-Organisationen (NPO) generell vertraut zu machen und sich im Rahmen einer Schwerpunktbildung für einzelne Bereiche besonders zu qualifizieren. Das Studium umfasst insgesamt vier Semester und eine Abschlussprüfung, die aus einer Masterarbeit und deren Disputation besteht. Die Lehrveranstaltungen finden in Form von je vier Blockseminaren (Freitag bis Sonntag) pro Semester statt und werden ergänzt durch ein intensives Selbststudium. Nach den ersten drei Semestern folgt ein Praktikum oder ein Praxisprojekt in einer NPO, im vierten Semester spezialisieren sich die Teilnehmenden auf ein Arbeitsfeld. Zugangsvoraussetzungen für das Masterstudium sind ein abgeschlossenes Hochschulstudium (mindestens B.A.) sowie Berufserfahrungen. Studienbeginn ist jeweils Anfang April und Anfang Oktober eines Jahres. Die Gesamtkosten für das Studium betragen 8 460 Euro. Bewerbungsschluss ist jeweils der 15. Februar beziehungsweise 15. August des Jahres. Quelle: Info 12/05 der Bank für Sozialwirtschaft

Tagungskalender

30.1.-1.2.2006 Loccum. Tagung: Darf Psychiatrie „verkauft“ werden? Landeskrankenhäuser zwischen Markt und öffentlicher Verantwortung. Anmeldung: Ev. Akademie Loccum, Postfach 21 58, 31545 Rehburg-Loccum, Tel.: 057 66/81-0, Fax: 057 66/81-900 E-Mail: Petra.Fleischer@evlka.de

3.2.2006 Darmstadt. Symposium: Ökonomie-Management-Ethik. Erfolgsfaktor Unternehmensethik? Ethisches Denken und Handeln in Wirtschaft und Management Sozialer Organisationen. Anmeldung: Ev. Fachhochschule Darmstadt, Abt. Fort- und Weiterbildung, Zweifalltorweg 12, 64293 Darmstadt, Tel.: 061 51/87 98-0, Fax: 061 51/87 98-58, E-Mail: management@efh-darmstadt.de

14.-16.2.2006 Hannover. Fachkongress Altenpflege 2006: Prävention und Prophylaxe – neue Konzepte und Ernährung. Information: Vincentz Network, Veranstaltungsdienste, Schiffgraben 43, 30175 Hannover, Tel.: 05 11/99 10-175, Fax: 05 11/99 10-199 E-Mail: Veranstaltungen@vincentz.net

15.-16.2.2006 Eisenach. Fachtag: „Wir gestalten mit.“ Wege und Chancen der Zusammenarbeit von Schule und Jugendhilfe. Information: Ev. Erziehungsverband e.V. EREV, Flüggestr. 21, 30161 Hannover, Tel. 05 11/39 08 81-0, Fax: 05 11/39 08 81-16, E-Mail: info@erev.de

2.-4.3.2006 Bonn. SIETAR Deutschland Symposium 2006: Interkulturelle Arbeitsfelder in Deutschland – Herausforderungen und Lösungsansätze. Information: Geschäftsstelle SIETAR Deutschland e.V., Postfach 31 04 16, 68264 Mannheim, www.sietar-deutschland.de

3.-4.3.2006 Weimar. Fortbildung: Grundlagen und Praxis der Ambulanten Soziotherapie. Information: Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie e.V., Zeltinger Str. 9, 50969 Köln, Tel.: 02 21/51 10 02, Fax: 02 21/52 99 03 E-Mail: dgsp@netcologne.de

27.-28.3.2006 Frankfurt am Main. Seminar: Lösungs- und ressourcenorientiertes Beraten in der Sozialen Arbeit. Information: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Zeilweg 42, 60439 Frankfurt am Main, Tel.: 069/957 89-0, Fax: 069/957 89-190, E-Mail: info@iss-ffm.de

24.-26.4.2006 Weingarten. Seminar für Führungskräfte: Soziale Kompetenz – Verhalten steuert den Erfolg. Information: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Kirchstr. 7, 88250 Weingarten, Tel.: 07 51/56 86-0, Fax: 07 51/56 86-222, E-Mail: weingarten@akademie-rs.de

Bibliographie Zeitschriften

1.00 Sozialphilosophie / Sozialgeschichte

Becker, Ruth: Sigrid Metz-Göckel – drei Jahrzehnte Frauenforschung. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 141-153. *DZI-2988z*

Dörner, Klaus: Ersetzt Qualitätsmanagement die psychiatrische Ethik? Alte Träume und neue Visionen. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 29-31. *DZI-2671*

Metz-Göckel, Sigrid: Helge Pross im Rückblick nach 20 Jahren. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 154-159. *DZI-2988z*

Reinicke, Peter: Diskretion war oberstes Gebot: Henriette May – eine aktive Streiterin für die Sozialarbeit im Krankenhaus. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2005, Nr. 4, S. 35-36. *DZI-2193z*

Vogel, Werner: Ethische Überlegungen im Jahr 2005 zur Situation am Lebensende. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Suppl. Nr. 1, S. 28-30. *DZI-2309z*

2.01 Staat/Gesellschaft

Bomsdorf, Eckart: Höhere Fertilität, steigendes Rentenzugangsalter und Migration: wie die zukünftige Belastung der Gesellschaft in Deutschland erträglich gestaltet werden kann. - In: Deutsche Rentenversicherung ; Jg. 60, 2005, Nr. 8/9, S. 439-459. *DZI-1453*

Bremer, Fritz: Wiederkehr der Machtfrage? Fragmentarische Gedanken zur Ökonomisierung des Sozialen und zur schleichenden Herstellung des Ausnahmestandards. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 12-18. *DZI-2671*

Lehnert, Esther: Der Lokale Aktionsplan Potsdam – eine effektive kommunale Strategie gegen Rechtsextremismus? Erfahrungen aus der Umsetzung des Lokalen Aktionsplanes für Toleranz und Demokratie Potsdam. - In: Neue Praxis ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 405-418. *DZI-2387*

Mecke, Christian: „Große Justizreform“ – eine Zwischenbilanz aus Sicht der Sozialgerichtsbarkeit. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 54, 2005, Nr. 9, S. 306-312. *DZI-0524*

Nagenborg, Michael: Gewalt in Computerspielen: das Internet als Ort der

Distribution und Diskussion. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 54, 2005, Nr. 9, S. 755-766. *DZI-0521*

Negt, Oskar: Zeitgeist und die Suche nach neuen Balancen. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 18-22. *DZI-2671*

Schumann, Siegfried: Mit der Persönlichkeit der Bürger wandelt sich die Republik. - In: Psychologie heute ; Jg. 32, 2005, Nr. 10, S. 28-31. *DZI-2573*

2.02 Sozialpolitik

Brall, Natalie: Zu den Einflussfaktoren der Rentenanpassung und deren verfassungsrechtlichen Grenzen. - In: Deutsche Rentenversicherung ; Jg. 60, 2005, Nr. 8/9, S. 460-488. *DZI-1453*

Ihle, Peter: Versichertentstichprobe AOK Hessen/KV Hessen: Konzeption und Umsetzung einer personenbezogenen Datenbasis aus der Gesetzlichen Krankenversicherung. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 8/9, S. 638-645. *DZI-0021z*

Lützenkirchen, Anne: Interdisziplinäre Kooperation und Vernetzung im Gesundheitswesen: eine aktuelle Bestandsaufnahme. - In: Gruppendynamik und Organisationsberatung ; Jg. 36, 2005, Nr. 3, S. 311-324. *DZI-2228z*

Marburger, Dietmar: Wettbewerb und korporative Koordination im Gesundheitswesen. - In: Zentralblatt für Sozialversicherung, Sozialhilfe und Versorgung ; Jg. 59, 2005, Nr. 7/8, S. 204-209. *DZI-0077*

Oppolzer, Alfred: Betriebliche Gesundheitspolitik und betriebliches Gesundheitsmanagement. - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 51, 2005, SH, S. 57-71. *DZI-0179*

Staemmler, Martin: Die elektronische Gesundheitskarte. - In: Public Health Forum ; Jg. 13, 2005, Nr. 48, S. 18-20. *DZI-3000*

2.03 Leben /Arbeit/Beruf

Bamberg, Eva: Bewertungs- und Be-wältigungsprozesse im Umgang mit Belastungen am Arbeitsplatz. - In: Supervision ; 2005, Nr. 3, S. 6-9. *DZI-2971*

Bollag, Esther: Karriere und Gesundheit. - In: Orientierung ; 2005, Nr. 4, S. 27-28. *DZI-2633z*

Dällenbach, Regula: Studentische Projektarbeit als integrativer Teil der Praxisausbildung. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 37, 2005, Nr. 17, S. 23-26. *DZI-2220z*

Dietrich, Angelika: Das Feuer kleiner Gruppen: Analyse der Entwicklungslogik und -dynamik eines Beratungsprozesses. - In: Gruppendynamik und Organisationsberatung ; Jg. 36, 2005, Nr. 3, S. 271-284. *DZI-2228z*

Dunkel, Wolfgang: Interaktive Dienstleistungsarbeit: Wege zu ihrer gesund-

heitsförderlichen Gestaltung. - In: Supervision ; 2005, Nr. 3, S. 25-29. *DZI-2971*
Hansen, Katrin: Mentoring über Grenzen hinweg: Entwicklungschancen für UnternehmerInnen. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 99-113. *DZI-2988z*

Heegner, Sabine: Der Produktivitätsfaktor Gesundheit: Prävention aus beschäftigungsorientierter Sicht. - In: Supervision ; 2005, Nr. 3, S. 18-24. *DZI-2971*

Heine, Wolfgang: Rehabilitation und Teilhabe am Arbeitsleben: Blinder Fleck der Gesundheitsreformen? - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 51, 2005, SH, S. 151-159. *DZI-0179*

Kerschbaumer, Judith: Zur Zukunft der sozialversicherungsfreien Entgeltumwandlung in der betrieblichen Altersversorgung nach 2008. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 54, 2005, Nr. 9, S. 299-303. *DZI-0524*

Rudoletzky, Gisela: Karriere passiert nicht, sie muss erarbeitet werden. - In: Orientierung ; 2005, Nr. 4, S. 9-11. *DZI-2633z*

Schön, Susanne: Gender in der sozialökologischen Forschung: Ja! Aber wie? Orientierende Hinweise aus dem Forschungsverbund „Blockierter Wandel?“ - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 78-84. *DZI-2988z*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Dreßke, Stefan: Ambivalenzen des guten Sterbens im Hospiz. - In: Sozial extra ; Jg. 29, 2005, Nr. 10, S. 6-10. *DZI-2599z*

Fischer, Rolf: „Miteinander leben in gemeinsamer Verantwortung“: der QM-Prozess der Interkulturellen Öffnung der AWO Kiel. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; Jg. 56, 2005, Nr. 5, S. 36-40. *DZI-0099*

Gertsch, Bernard: Der „Bologna-Prozess“ in der Schweiz. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 37, 2005, Nr. 17, S. 2-5. *DZI-2220z*

Jürgens-Schulz, Brigitte: Krankenkassen engagieren sich für betriebliche Gesundheitsförderung. - In: Supervision ; 2005, Nr. 3, S. 10-13. *DZI-2971*

Kapitzki-Nagler, Thorsten: AOK-Brustkrebsberaterinnen gehen an den Start: mehr psychosoziale Betreuung durch Disease-Management-Programme. - In: Forum sozialarbeit+gesundheit ; 2005, Nr. 4, S. 9-10. *DZI-2193z*

4.00 Sozialberufe / Soziale Tätigkeit

Baric-Büdel, Dragica: Interkulturelle Aspekte in der Altenpflegeausbildung: eine Arbeitshilfe für die Unterrichtspraxis. - In: Theorie und Praxis der Sozialen

Arbeit ; Jg. 56, 2005, Nr. 5, S. 62-64.

DZI-0099

Voigt-Radloff, Sebastian: Das logopädische Assessment: Feldversuch zu psychometrischen Eigenschaften, Praktikabilität, Akzeptanz und Prozessqualität. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 8/9, S. 665-673.*DZI-0021z*

5.01 Sozialwissenschaft / Sozialforschung

Klein, Markus: Die Entwicklung der Beteiligungsbereitschaft bei Bundestagswahlen: eine Mehrebenenanalyse auf der Grundlage der Politbarometer-Trenderehebungen der Jahre 1977 bis 2002. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 57, 2005, Nr. 3, S. 494-522.*DZI-0634*

Kroh, Martin: Intervieweffekte bei der Erhebung des Körpergewichts in Bevölkerungsumfragen. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 8/9, S. 646-655.*DZI-0021z*

Lüdemann, Christian: Benachteiligte Wohngebiete, lokales Sozialkapital und „Discorder“: eine Mehrebenenanalyse zu den individuellen und sozialräumlichen Determinanten der Perzeption von physical und social incivilities im städtischen Raum. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 4, S. 240-256.

DZI-0676

Lüttje, Dieter: Akademische Stellung der Geriatrie. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Suppl. Nr. 1, S. 52-55.*DZI-2309z*

5.02 Medizin/Psychiatrie

Hentschel, Regine: Risikosprechstunde bei der Hebammie. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2005, Nr. 10, S. 26-30.*DZI-0608*

Kuntzer, Thierry: Neuropathische Schmerzen: erleichterte Diagnose – wirksamere Therapie. - In: Psyche und Soma ; Jg. 27, 2005, Nr. 10, S. 16, 18.*DZI-0012z*

Lübke, Norbert: Erforderliche Kompetenzen der Geriatrie aus Sicht des Kompetenz-Centrum Geriatrie. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Suppl. Nr. 1, S. 34-39.

DZI-2309z

Michelmann, H.W: Reproduktionsmedizin in Deutschland: Besonderheiten und Dilemmata. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 8/9, S. 605-612.*DZI-0021z*

Püttmann, Andreas: „Das ist wohl psychosomatisch“: Über eine modische Verlegensheitsdiagnose und ihre menschlichen Opfer: eine Streitschrift. - In: Psychologie heute ; Jg. 32, 2005, Nr. 10, S. 44-47.*DZI-2573*

Schulte-Kemna, Georg: Über die Nutzlosigkeit falscher Alternativen: Warum

ich die Soltauer Impulse nicht unterschrieben habe. - In: Sozialpsychiatrische Informationen ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 51-54.*DZI-2671*

Sommerfeld, Michael: Finanzierungsnotstand der ambulanten Maßnahmen mit der Folge vermehrten Freiheitszugs? - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 295-301.*DZI-2992z*

Voepel, Manfred: Projektansätze im Kontext der Krankenhaussozialarbeit der Psychiatrie. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; Jg. 56, 2005, Nr. 5, S. 11-16.*DZI-0099*

5.03 Psychologie

Gruen, Arno: „Durch Feindbilder wird das seelische Gleichgewicht aufrecht erhalten“. - In: Psychologie heute ; Jg. 32, 2005, Nr. 10, S. 38-42.*DZI-2573*

Hagemann-White, Carol: Brückenschläge zwischen den Geschlechtern und den Generationen in einer gespaltenen Gewaltdiskussion. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 3-8.*DZI-2988z*

Heiliger, Anita: Zu Pornografisierung des Internets und Wirkungen auf Jugendliche: aktuelle internationale Studien. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 131-140.*DZI-2988z*

Müller, Günter F.: Führung durch Selbstführung. - In: Gruppendynamik und Organisationsberatung ; Jg. 36, 2005, Nr. 3, S. 325-334.*DZI-2228z*

Muzur, Lina: Krisenmanagement auf dem Kreuzfahrtschiff. - In: Psychologie heute ; Jg. 32, 2005, Nr. 10, S. 48-50, 52-53.*DZI-2573*

Probst, Kerstin: Palliativmedizin: Organisation des Perspektivwechsels in der medizinischen Versorgung. - In: Sozial extra ; Jg. 29, 2005, Nr. 10, S. 11-15.*DZI-2599z*

Speck, Maria: Hass, die Psychologie eines zerstörerischen Gefühls. - In: Psychologie heute ; Jg. 32, 2005, Nr. 10, S. 32-37.*DZI-2573*

Walby, Sylvia: Häusliche Gewalt: Entwicklungen in der Methodologie von repräsentativen Studien. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 40-43.*DZI-2988z*

5.04 Erziehungswissenschaft

Brandt, U.: Unterrichtseinheit zum Thema „Lebensraum Küste“ unter handlungsorientierten Aspekten. - In: Sonderpädagogik in Berlin ; 2005, Nr. 2, S. 17-33.*DZI-2690z*

Hormel, Ulrike: Aus der Geschichte lernen? Die pädagogische Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust im Kontext einer veränderten Erinnerungskultur. - In: Neue Praxis ;

Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 293-306.

DZI-2387

Müller, Burkhard: Wie können wir zu professionellem Handeln ausbilden? - In: Sozial extra ; Jg. 29, 2005, Nr. 10, S. 28-33.*DZI-2599z*

Schauder, Andreas: Von Porto bis Baku: „Bologna“: die Bologna-Reform und Aspekte des Internationalen. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 37, 2005, Nr. 17, S. 14-17.*DZI-2220z*

5.05 Soziologie

Hillmert, Steffen: Institutionelle Strukturierung und inter-individuelle Variation: zur Entwicklung herkunftsbezogener Ungleichheiten im Bildungsverlauf. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 57, 2005, Nr. 3, S. 414-442.*DZI-0634*

Kirschbaum, Almut: Die Bedeutung geschlechtsspezifischer Auswahlprozesse bei der Förderung von Promotionen an Hochschulen: Ergebnisse einer empirischen Studie für das Land Niedersachsen. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 85-98.*DZI-2988z*

Quenstedt, Fritz: „Faulsein“ als Entspannung. - In: Deutsche Behinderten-Zeitschrift ; Jg. 42, 2005, Nr. 4, S. 27-28.*DZI-1809z*

Richter, Dirk: Das Scheitern der Biologisierung der Soziologie: Zum Stand der Diskussion um die Soziobiologie und andere evolutionstheoretische Ansätze. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 57, 2005, Nr. 3, S. 523-542.*DZI-0634*

5.06 Recht

App, Michael: Zur Anfechtung von Zahlungen an den Sozialversicherungsträger und von im Wege der Vollstreckung erlangten Sicherungen und Befriedigungen durch den Insolvenzverwalter. - In: Zentralblatt für Sozialversicherung, Sozialhilfe und Versorgung ; Jg. 59, 2005, Nr. 7/8, S. 193-196.*DZI-0077*

Bieritz-Harder, Renate: Teilhabe am Arbeitsleben zwischen SGB IX, Diskriminierungsschutz und Arbeitsmarktreformen. - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 51, 2005, SH, S. 36-56.*DZI-0179*

Dahm, Dirk: Das Gesetz zur Vereinfachung der Verwaltungsverfahren im Sozialrecht (Verwaltungsvereinfachungsgesetz) – seine Auswirkungen für die gesetzliche Unfallversicherung und das Soziale Entschädigungsrecht. - In: Zentralblatt für Sozialversicherung, Sozialhilfe und Versorgung ; Jg. 59, 2005, Nr. 7/8, S. 197-198.*DZI-0077*

Fischbach, Ingrid: Das KJHG muss Bundesgesetz bleiben: Das KJHG in der Diskussion der Kommission zur Modernisierung der bundesstaatlichen Ordnung. -

- In: Jugendpolitik ; Jg. 30, 2004, Nr. 4, S. 24-25.*DZI-1227*
- Fischer-Lescano**, Andreas: Nachzugsrechte von drittstaatsangehörigen Familienmitgliedern deutscher Unionsbürger. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Nr. 8/9, S. 288-294.*DZI-2682*
- Fricke**, Astrid: Begleiteter Umgang mit Säuglingen und Kleinkindern. - In: Zentralblatt für Jugendrecht ; Jg. 92, 2005, Nr. 10, S. 389-392.*DZI-0312z*
- Geiger**, Udo: Aktuelle Anwendungsprobleme und Rechtsprechung zum SGB II. - In: Informationen zum Arbeitslosenrecht und Sozialhilferecht ; Jg. 23, 2005, Nr. 4, S. 147-151.*DZI-2907*
- Göbel-Zimmermann**, Ralph: Die Erteilung eines Aufenthaltsstittels aus humanitären Gründen nach § 25 Abs. 4 und 5 AufenthG. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Nr. 8/9, S. 275-282.*DZI-2682*
- Heinz**, Dirk: Fürsorgepflicht im Versorgungsrechtsverhältnis? - In: Zentralblatt für Sozialversicherung, Sozialhilfe und Versorgung ; Jg. 59, 2005, Nr. 7/8, S. 201-204.*DZI-0077*
- Kothe**, Wolfhard: Das SGB IX als arbeits- und sozialrechtliche Grundlage der Teilhabe am Arbeitsleben. - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 51, 2005, SH, S. 7-35.*DZI-0179*
- Liebel**, Manfred: Kindeswohl oder Kindesinteresse: ein bloßer Streit um Worte? - In: Sozial extra ; Jg. 29, 2005, Nr. 10, S. 41-42.*DZI-2599z*
- Mielck**, Andreas: Einkommensverluste durch den Empfang von Krankengeld: wann macht Krankheit arm? - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 8/9, S. 587-593.*DZI-0021z*
- Permann**, Hanna: Wie willkürlich ist die „Herstellung von Fällen für freiheitsentziehende Maßnahmen“? - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 4, S. 206-210.*DZI-3005*
- Riehle**, Eckart: Eilentscheidungen zu SGB II und SGB XII. - In: ZFSH/SGB ; Jg. 44, 2005, Nr. 8, S. 451-454.*DZI-1450z*
- Rudolph**, Karin: Einem Erfolgsmodell droht das Aus: Zehn Jahre Beratungs- und Koordinierungsstellen in Rheinland-Pfalz – eine Bilanz. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2005, Nr. 4, S. 19-22.*DZI-2193z*
- Schoch**, Dietrich: Zuständigkeiten in der Sozialhilfe und der Grundsicherung für Arbeitssuchende. - In: Zentralblatt für Sozialversicherung, Sozialhilfe und Versorgung ; Jg. 59, 2005, Nr. 7/8, S. 209-213.*DZI-0077*
- Simm**, Erika: Bundeseinheitlichkeit muss gewahrt bleiben: das Kinder- und Jugendhilfegesetz ein Fall für die konkurrierende Gesetzgebung? - In: Jugendpolitik ; Jg. 30, 2004, Nr. 4, S. 16-17.*DZI-1227*
- Tänzer**, Jörg: Handwerkliche Mängel des SGB II und sozialrichterliche Reparaturversuche. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; Jg. 56, 2005, Nr. 5, S. 46-53.*DZI-0099*
- Velmerig**, Thomas: Hilfeangebote für junge Erwachsene an der Schnittstelle von BSHG und KJHG. - In: Wohnungslos ; Jg. 47, 2005, Nr. 3, S. 101-104.*DZI-1250z*
- Emerson**, Eleanor: La Leche Liga für die natürlichste Sache. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2005, Nr. 9, S. 25-27.*DZI-0608*
- Finkel**, Margarete: Ambulante Betreuung als mögliche Alternative zur geschlossenen Unterbringung: ein Fallbeispiel. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 4, S. 211-214.*DZI-3005*
- Gaber**, Elisabeth: Gesundheitsbezogene Selbsthilfegruppen – Beteiligung und Informiertheit in Deutschland: Ergebnisse des Telefonischen Gesundheitssurveys 2003. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 8/9, S. 620-629.*DZI-0021z*
- Gresens**, Regine: Die Stillberatung stärken. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2005, Nr. 9, S. 21-24.*DZI-0608*
- Jakubowski**, Anita M.: Der richtige Weg zur Selbsthilfe: Kontaktstellen beraten und initiieren Selbsthilfegruppen. - In: Forum sozialarbeit+gesundheit ; 2005, Nr. 4, S. 12-14.*DZI-2193z*
- Rudolph**, Veronika: Interkulturalität und ihre Bedeutung für Supervision. - In: Supervision ; 2005, Nr. 3, S. 36-52.*DZI-2971*
- 6.02 Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit**
- Arens**, Frank: Aktivitäten zur Tagesgestaltung in der Altenpflege: ein Projekt der Berufsfachschule Altenpflege der BBS Varel. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; Jg. 56, 2005, Nr. 5, S. 30-35.*DZI-0099*
- Becker**, Clemens: Medizin im Altenheim: eine „alte“ Domäne der Geriatrie. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Suppl. Nr. 1, S. 24-27.*DZI-2309z*
- Dimbath**, Oliver: Alles aus Spaß an der Freud? Ein Versuch über die Deutung von „Spaß“ in der Jugendarbeit. - In: Neue Praxis ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 389-403.*DZI-2387*
- Mylonas**, Basilius: Die Straßensozialarbeit mit allein stehenden Wohnunglosen vor neuen Aufgaben. - In: Wohnungslos ; Jg. 47, 2005, Nr. 3, S. 114-118.*DZI-1250z*
- Samara**, Evelyn: Chancen von Mädchenarbeit im SGB II: eine jugendpolitische Herausforderung. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; Jg. 56, 2005, Nr. 5, S. 22-29.*DZI-0099*
- Wassong**, Winfried: Personal und Heimbewohner profitieren. - In: neue caritas ; Jg. 106, 2005, Nr. 18, S. 19-21.*DZI-0015z*
- 6.04 Jugendhilfe**
- Diller**, Angelika: Die sozial- und bildungspolitische Fragwürdigkeit eines Finanzierungsmodells „Gutscheine“: Qualitätsmanagement als alternatives Steuerungssystem. - In: Theorie und

Praxis der Sozialen Arbeit ; Jg. 56, 2005, Nr. 5, S. 4-10. *DZI-0099*

Goerdeler, Jochen: Der Bundesrat verabschiedet das Gesetz zur Weiterentwicklung der Kinder- und Jugendhilfe (KICK). - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 315-319. *DZI-2992z*

Liebig, Reinhard: Dialogstrukturen, Selbstreflexion und Fördergelder: das Instrument des „Wirkungsmodells“ in NRW – am Beispiel der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. - In: Zentralblatt für Jugendrecht ; Jg. 92, 2005, Nr. 10, S. 379-388. *DZI-0312z*

Peters, Friedhelm: Geschlossene Unterbringung: die Position der IGfH. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 4, S. 215-219. *DZI-3005*

Schnapka, Markus: Blick zurück, Blick nach vorn: Jugendhilfe wie immer im Wandel. - In: Jugendpolitik ; Jg. 30, 2004, Nr. 4, S. 11-15. *DZI-1227*

6.05 Gesundheitshilfe

Letsch, Bernd: Sicherung von Nachhaltigkeit in BGF-Projekten: vom Arbeits- und Gesundheitsschutz zum betrieblichen Gesundheitsmanagement. - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 51, 2005, SH, S. 139-144. *DZI-0179*

Oster, Peter: Körperliches Training im Alter. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Suppl. Nr. 1, S. 10-13. *DZI-2309z*

7.01 Kinder

Cavanagh, Kate: Men who murder children inside and outside the family. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 35, 2005, Nr. 5, S. 667-688.

DZI-2406

Ohling, Maria: Doppelt benachteiligt: Kinder allein erziehender Mütter. - In: Neue Praxis ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 418-424. *DZI-2387*

Radewagen, Christoph: Kinder und Jugendliche in schwierigen Situationen: eine Herausforderung für die Jugendhilfe. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 4, S. 203-205. *DZI-3005*

Ullrich, Annette: Spiele als Instrument der Gemeinswesen-Entwicklung. - In: Sozial extra ; Jg. 29, 2005, Nr. 10, S. 38-40. *DZI-2599z*

Wentzel, Wenka: Fünf Jahre Girls' Day – Mädchen-Zukunftstag: eine Zwischenbilanz. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 114-130. *DZI-2988z*

Wustmann, Cornelia: Wenn Kinder trauern. - In: Sozial extra ; Jg. 29, 2005, Nr. 10, S. 19-22. *DZI-2599z*

7.02 Jugendliche

Breymann, Klaus: Jugendakademie – zu den Grundlagen der Weiterbildung für Jugendrichter und Jugendstaatsanwälte (Teil 2). - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr.

3, S. 279-289. *DZI-2992z*

Dallmann, Florian: „Liegen der Bundesregierung Erkenntnisse vor...?“ Zugänge zur Großen Anfrage „Jugend in Deutschland“. - In: Jugendpolitik ; Jg. 31, 2005, Nr. 2, S. 27-32. *DZI-1227*

Dick, Michael: Erwachsenenbildung, Arbeitsforschung, Professionsentwicklung: ein Ansatz zur Förderung jugendlicher Kompetenz. - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 290-295. *DZI-2992z*

Dünkel, Frieder: Mare-Balticum-Youth-Survey: selbstberichtete Delinquenz und Gewalterfahrungen von Jugendlichen im Ostseeraum. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 4, S. 215-239. *DZI-0676*

Goerdeler, Jochen: Jugend, Drogen, Delinquenz – Einführung in den Schwerpunkt. - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 232-234. *DZI-2992z*

Griese, Kerstin: Jugendliche motivieren, sich gesellschaftlich zu engagieren. - In: Jugendpolitik ; Jg. 31, 2005, Nr. 2, S. 39-42. *DZI-1227*

RaeDEL, Torsten: Partizipation lebt vom Mitmachen: Position des Bundesjugendringes. - In: Thema Jugend ; 2005, Nr. 3, S. 12-14. *DZI-2975*

Roderburg, Sylvia: Die soziale Konstruktion von Aggression: Entwicklungen einer sozialkonstruktivistischen Perspektive für die Arbeit mit „aggressiven Jugendlichen“. - In: Neue Praxis ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 375-388. *DZI-2387*

Schiffer, Eckhard: Zeit für Kinder: Grundlage einer gesunden Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. - In: Thema Jugend ; 2005, Nr. 3, S. 26-28. *DZI-2975*

Wiggers, Annette: Partizipation in unserer Stadt: ein Beispiel der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen aus der Stadt Rheine. - In: Thema Jugend ; 2005, Nr. 3, S. 16-17. *DZI-2975*

Winkel, Sandra: Soziale Unterstützung in Suizidforen. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 54, 2005, Nr. 9, S. 714-727. *DZI-0521*

7.03 Frauen

Achatz, Juliane: Bonus oder Bias? Mechanismen geschlechtsspezifischer Entlohnung. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 57, 2005, Nr. 3, S. 466-493. *DZI-0634*

Grieger, Katja: Gemeinsam gegen häusliche Gewalt: Kooperation, Intervention, Begleitforschung. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 25-39. *DZI-2988z*

Müller, Franziska K.: Wider den Kinderwahn! - In: Emma ; 2005, Nr. 6, S. 42-45. *DZI-2712*

Schröttle, Monika: Gewalt gegen Frauen in Deutschland: Ergebnisse der ersten bundesdeutschen Repräsentativbefragung. - In: Zeitschrift für Frauenfor-

schung & Geschlechterstudien ; Jg. 23, 2005, Nr. 1/2, S. 9-24. *DZI-2988z*

7.04 Ehe / Familie / Partnerbeziehung

Linnemann, Gregor: Sterben Männer anders? - In: Sozial extra ; Jg. 29, 2005, Nr. 10, S. 16-18. *DZI-2599z*

Sheppard, Michael: Mothers' coping strategies as child and family care service applicants. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 35, 2005, Nr. 5, S. 743-759. *DZI-2406*

Zimmermann, Anja: Bibliotherapie als Trauerhilfe für verwaiste Geschwister. - In: Sozial extra ; Jg. 29, 2005, Nr. 10, S. 23-25. *DZI-2599z*

7.05 Ausländer/Aussiedler

Canovai, Maria: Kompetenzen entdecken! Interkulturelle Arbeit mit Migrantinnen und Migranten in seelischen Krisen. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 29, 2005, Nr. 4, S. 4-7. *DZI-2644z*

Claußen, Angelika: Alles anders? Wider den „kategorischen Irrtum“: interkulturelle Kompetenz in der gemeindepsychiatrischen Versorgung. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 29, 2005, Nr. 4, S. 8-11. *DZI-2644z*

Gerling, Vera: Verbesserung der Lebenssituation älterer Migrantinnen und Migranten: Ergebnisse eines Modellprojekts. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; Jg. 56, 2005, Nr. 5, S. 17-21. *DZI-0099*

Hartkamp, Norbert: Die Angst vor dem Fremden im Therapieprozess: Gegenübertragungsschwierigkeiten in der psychotherapeutischen Behandlung von Menschen mit Migrationshintergrund. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 29, 2005, Nr. 4, S. 17-19. *DZI-2644z*

Ilic, Ewa: Für alle Kulturen offen: Konzept und Praxis des Vereins „Lebensräume“ in Bielefeld. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 29, 2005, Nr. 4, S. 29-31. *DZI-2644z*

Kraus, Rudolf: Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration: 6. Bericht über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Nr. 8/9, S. 259-269. *DZI-2682*

Ozankan, Murat: Bedürfnisangepasste Behandlung: zur Arbeit der Migrantentalambulanz der Rheinischen Kliniken Langerfeld. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 29, 2005, Nr. 4, S. 24-25. *DZI-2644z*

Renner, Günter: Neuer Bundestag – neue Zuwanderungspolitik? - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Nr. 8/9, S. 270-274. *DZI-2682*

Salman, Ramazan: Gesundheit Hand in Hand: mit Migranten für Migranten (MiMi) – ein interkulturelles Gesund-

heitsprojekt stellt sich vor. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 29, 2005, Nr. 4, S. 26-28.
DZI-2644z

7.06 Arbeitslose

Martens, Rudolf: Jedes siebte Kind lebt auf Sozialhilfe-Niveau: erste quantitative Bilanz nach Hartz IV. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 54, 2005, Nr. 9, S. 282-291.*DZI-0524*

7.07 Straffällige / Strafentlassene

Foerster, Manfred J.: Frühe Traumatisierungen und Delinquenz – der Täter als Opfer seiner Biographie: Zur Wirklichkeit früher Traumatisierungen im Kontext der Straffälligenhilfe. - In: Neue Praxis ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 361-375.*DZI-2387*

Kersten, Joachim: Polizeiliche Kriminalstatistik 2004 und der Ertrag von Gewaltforschung. - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 312-314.*DZI-2992z*

Meyer, Anja: Beccaria-Konferenz: Visionen einer besseren Qualität in der Kriminalprävention – ein Kampf gegen Windmühlen? - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 328-331.*DZI-2992z*

Nuhn-Naber, Carmen: Psychopathie: Gegenindikation für Sozialtherapie? - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 4, S. 257-272.*DZI-0676*

Wieben, Hans-Jürgen: Prävention um jeden Preis? Eine kritische Analyse kriminalpräventiven Handelns. - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 326-328.
DZI-2992z

7.08 Weitere Zielgruppen

Fichtner, Jörg: Kein Haus gebaut, keinen Baum gepflanzt – und doch ein Kind gezeugt: wohnungslose Männer als Väter. - In: Wohnungslos ; Jg. 47, 2005, Nr. 3, S. 118-122.*DZI-1250z*

7.09 Kriegsopfer / Opfer von Gewalttaten

Wenk-Ansohn, Mechthild: Therapeutische Arbeit mit Folterüberlebenden: Möglichkeiten und Hindernisse. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 29, 2005, Nr. 4, S. 35-40.*DZI-2644z*

Wulf, Rüdiger: Gute kriminologische Prognosen: Rückfall, Flucht und Suizid. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 4, S. 290-304.*DZI-0676*

7.10 Behinderte / kranke Menschen

Boldt, Andreas: Aggressivität richtig begegnen: kritische Situationen in Unternehmen für Menschen mit Behinderungen vermeiden. - In: Deutsche Behinderten-Zeitschrift ; Jg. 42, 2005, Nr. 4, S. 33-34.*DZI-1809z*

Bussche, Hendrik van den: Fragen und Thesen zu medikamentösen Behandlungsoptionen der Alzheimer-Demenz mit Acetylcholinesterase-Hemmern. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Suppl. Nr. 1, S. 18-20.*DZI-2309z*

Chatzievgeniou, Panelis: Ein Schlüssel zur Selbstbestimmung: ambulante Angebote für Menschen mit Behinderung – Peer Counseling spielt eine entscheidende Rolle. - In: Forum sozialarbeit+gesundheit ; 2005, Nr. 4, S. 28-30.*DZI-2193z*

Deinert, Olaf: Die betrieblichen Rechte behinderter Menschen nach dem SGB IX. - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 51, 2005, SH, S. 104-143.*DZI-0179*

Demand, Jörg: Über den Zusammenhang von Fachlichkeit, Ethik und Beziehungsarbeit: insbesondere im Blick auf chronisch psychisch kranke Menschen. - In: Soziopsychiatrische Informationen ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 36-40.*DZI-2671*

Ignatz, Helene: Endlich Zeit für eine Verschnaufpause: Tagesbetreuungsgruppen und Urlaubsangebote sollen Pflegende und Angehörige von Demenzkranken entlasten. - In: Forum sozialarbeit+gesundheit ; 2005, Nr. 4, S. 16-18.*DZI-2193z*

Janssen, Ulf-Henning: Karriere + Behinderung = Behinderte Karriere? - In: Orientierung ; 2005, Nr. 4, S. 12-13.*DZI-2633z*

Kipping, Thomas: Sportprothetik für die pure Lust an Leistung: Oder: Durch sportliche Leistung höhere Lebensqualität. - In: Deutsche Behinderten-Zeitschrift ; Jg. 42, 2005, Nr. 4, S. 22-24.*DZI-1809z*

Knuf, Andreas: Das Stigma auf der Innenseite der Stirn: Sich-annehmen-Können trotz psychischer Erkrankung. - In: Soziale Psychiatrie ; Jg. 29, 2005, Nr. 4, S. 41-44.*DZI-2644z*

Lassal, Nicole: Schulische Integration in Bayern: noch in den Kinderschuhen. - In: Selbsthilfe ; 2005, Nr. 3, S. 36-37.*DZI-2500z*

Martin, Peter: Ärzte, die etwas davon verstehen: Argumente für eine fachliche Qualifikation von Ärzten in einer Medizin für Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung. - In: Deutsche Behinderten-Zeitschrift ; Jg. 42, 2005, Nr. 4, S. 19-21.*DZI-1809z*

Merighi, Joseph R.: Reassessing a theory of professional expertise: a cross-national investigation of expert mental health social workers. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 35, 2005, Nr. 5, S. 709-725.*DZI-2406*

Nedoschill, Jan: www.hungrig-online.de: Einige Ergebnisse einer Online-Befragung Jugendlicher in der größten deutschsprachigen Internet-Selbsthilfegruppe für Menschen mit Essstörungen.

- In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 54, 2005, Nr. 9, S. 728-741.*DZI-0521*

Reinhardt, Susie: Psychiatrisch Kranke: gefährlich, disziplinlos, selbst schuld? - In: Psychologie heute ; Jg. 32, 2005, Nr. 10, S. 62-67.*DZI-2573*

Synwoldt, Jochen: Über behinderte Schüler in den Schulen Berlins. - In: Sonderpädagogik in Berlin ; 2005, Nr. 2, S. 9-16.*DZI-2690z*

Theunissen, Georg: Zeitgemäßes Wohnen von Menschen mit geistiger Behinderung. - In: Neue Praxis ; Jg. 35, 2005, Nr. 4, S. 324-339.*DZI-2387*

Trösken, T.: Barrierefreiheit von Arztpraxen am Beispiel Essen. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 8/9, S. 613-619.*DZI-0021z*

7.11 Abhängige / Süchtige

Aschoff, Stefanie: Freizeitverhalten und Drogenkonsum von Schülern der Schule für Erziehungshilfe und Lernbehinderte. - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 273-279.*DZI-2992z*

Farin, Klaus: Drogengebrauch bei jungen Menschen: Trends und Erscheinungsformen. - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 260-264.*DZI-2992z*

Haustein, Knut-Olaf: Rauchen und unterer Sozialstatus. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 8/9, S. 630-637.*DZI-0021z*

Lienemann, Wolfgang: Freiheit von Sucht als Ziel für eine moderne Gesellschaft? - In: ZJJ ; Jg. 16, 2005, Nr. 3, S. 253-260.*DZI-2992z*

Paul, Andreas: Überlegungen zum Cannabisverbot: Wie könnte eine Alternative aussehen? - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 4, S. 273-289.*DZI-0676*

7.13 Alte Menschen

Kruse, Andreas: Ist in der heutigen Gesellschaft eine Diskriminierung des Alters erkennbar? Ein empirischer Beitrag zum Ageism. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Suppl. Nr. 1, S. 56-64.*DZI-2309z*

Sieber, Cornel C.: Zum Konzept der Gebrechlichkeit: von der Phänomenologie zu therapeutischen Ansätzen. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Suppl. Nr. 1, S. 1-3.*DZI-2309z*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen: Tel.: 030 / 83 90 01-13, Fax: 030/831 47 50 E-Mail: bibliothek@dzi.de

Verlagsbesprechungen

Loseblattwerke. Folgende im DZI zur Einsicht stehende Gesetzesammlungen wurden in den letzten Monaten durch Ergänzungslieferungen vervollständigt:

Erich Schmidt Verlag, Bielefeld:

Entgeltfortzahlung – Krankengeld – Mutterschaftsgeld (EKM). 7. neubearbeitete Auflage. Von Geyer; Knorr; Krasney. Erg.-Lfg. Nr. 1/05.*DZI-60180*

Verlag Wolters Kluwer Deutschland, Neuwied:

Arbeitsförderungsgesetz (AFG). Kommentar von Schieckel; Grüner; Dalichau. Erg.-Lfg. Nr. 188 bis 190.
DZI-57570

Arbeitsförderungsgesetz (AFG) – Europäisches Recht. Kommentar von Schieckel; Grüner; Dalichau. Erg.-Lfg. Nr. 56 bis 57.*DZI-57570*

Handbuch des gesamten Jugendrechts. Sammlung jugendrechtlicher Entscheidungen. Hrsg. Manfred Schnitzerling u.a. Erg.-Lfg. Nr. 31 und 34.*DZI-79671*

Rechtsgrundlagen der Rehabilitation. Sammlung des gesamten Rehabilitationsrechts. Von Jung; Preuß. Erg.-Lfg. Nr. 131 bis 138.*DZI-70259*

Die Bundesrepublik – Staat und Gesellschaft. Eine Einführung für soziale Berufe. Von Christoph Sachße und Florian Tennstedt. Juventa Verlag. Weinheim und München 2005, 174 S., EUR 14,– *DZI-D-7312*

Soziale Arbeit ist heute fester Bestandteil des Systems sozialer Sicherung in Deutschland. Kenntnisse der Strukturen von Verfassung, Verwaltung und gesellschaftlichen Organisationen des Landes sind selbstverständliche, implizite Grundlagen ihrer erfolgreichen Ausübung. Explizit werden sie in der sozialen Ausbildung dennoch kaum zum Thema gemacht. Der vorliegende Band beginnt mit einem Rückblick auf die Geschichte des deutschen Nationalstaates seit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs von 1871 und dient damit dem Verständnis aktueller politischer und sozialer Probleme als Ausdruck historischer Entwicklungen und Konflikte. Eine übersichtliche Darstellung der Grundstrukturen heutiger Gesellschaft hilft, die Gegenwart besser zu verstehen. Besonderes Augenmerk liegt die Einführung auf die Auseinandersetzung mit den wichtigsten Konfessionen und deren weltlichen Organisationen. Die Darstellung endet mit einem Blick auf das in der Union geeinte Europa, dessen Politik den Bürgerinnen und Bürgern oft so fern scheint, tatsächlich aber bereits große Teile des Alltags bestimmt.

Entwicklung der offenen Jugendarbeit in Wolfsburg. Im Spannungsfeld von Nutzern, Sozialarbeit, Kommunen und Organisationsentwicklung. Hrsg. Ludger Kolhoff. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2005, 197 S., EUR 24,90 *DZI-D-7331*

Die sich verändernden Rahmenbedingungen des Sozialstaates wirken sich auf die offene Jugendarbeit aus, die in

einem Spannungsfeld von Kommunen und Organisationsentwicklung sowie Nutzenden und Sozialarbeit steht. Diese neuen Anforderungen an die offene Jugendarbeit sind vom Geschäftsbereich Jugend der Stadt Wolfsburg als Herausforderung verstanden worden, um einerseits die Interessen der Nutzerinnen und Nutzer neu zu erfragen und andererseits auch eine Organisationsentwicklung im Geschäftsbereich Jugend zu initiieren. Das Wolfsburger Modellprojekt „pro11 in wob“ wurde unter der Leitung des Herausgebers wissenschaftlich konzipiert und begleitet. Es beschäftigt sich am Beispiel der offenen Jugendarbeit mit der Frage, wie im Rahmen der Sozialen Arbeit auf die neuen Anforderungen wie Marktkompetenzen, Jugendarbeit als Dienstleistung, Konkurrenz mit kommerziellen Angeboten und anderen reagiert werden kann, ohne dass für die Nutzenden ein Nachteil entsteht.

Interkulturelle Soziale Arbeit. Theoretische Grundlagen – Handlungsansätze – Übungen zum Erwerb interkultureller Kompetenz. Von Josef Freise. Wochenschau Verlag. Schwalbach/Taunus 2005, 254 S., EUR 19,80 *DZI-D-7352* Dieser Band will einen Beitrag zur Förderung der interkulturellen Kompetenz im Bereich der sozialen Berufsfelder leisten. Er gliedert sich in drei Bereiche. Im ersten Teil diskutiert der Autor theoretische Grundlagen aus den Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit wie Philosophie, Theologie, Psychologie und Sozialwissenschaft. Anschließend stellt er theoriegeleitete Handlungsansätze für dieses Arbeitsfeld vor. Mit den Konzepten des sozialen Lernens sollen Begegnungen zwischen verschiedenen kulturellen Gruppen gefördert werden. Im dritten Teil schließlich werden praktische Übungen zum Erwerb interkultureller Kompetenz vorgestellt. In den Übungen werden die zuvor thematisierten theoretischen Grundlagen und theoriegeleiteten Handlungsansätze an die Lebenserfahrungen von Teilnehmenden aus Seminaren gekoppelt. Die Übungen ermöglichen die Reflexion der eigenen Identität und den Respekt gegenüber kultureller Fremdheit.

Caritas und Diakonie in Deutschland. Von Carsten Frerk. Alibri Verlag. Aschaffenburg 2005, 366 S., EUR 22,50
DZI-D-7359

Der Deutsche Caritasverband und das Diakonische Werk sind in den vergangenen Jahrzehnten zum weltweit größten privaten Arbeitgeberverbund aufgestiegen. Im Bereich der christlichen Wohlfahrtspflege werden bei etwa 1,5 Mio. Beschäftigten jährlich rund 45 Mrd. Euro umgesetzt. Obwohl die Einrichtungen sich weitestgehend aus öffentlichen Mitteln finanzieren, wird das karitative Engagement in der öffentlichen Wahrnehmung den Kirchen „gutgeschrieben“. Der Autor hat über die beiden kirchlichen Sozialkonzerne umfangreiche Zahlen und Fakten zusammengetragen und veranschaulicht anhand von Tabellen und Übersichten die Finanzierung und die Tätigkeitsfelder. In Exkursen erörtert er Fragen zum kirchlichen Arbeitsrecht, zur sozialen und medizinischen Versorgungssituation für Nichtgläubige und zur Zukunft des „Dritten Weges“.

Psychoanalytische Supervision sozialpädagogischer Praxis. Eine empirische Untersuchung. Von Oliver Hechler. Verlag Brandes & Apsel. Frankfurt am Main 2005, 375 S., EUR 34,– *DZI-D-7379*

Supervision ist aus dem Bereich der Sozialen Arbeit kaum mehr wegzudenken. Sie bietet eine unverzichtbare Gelegenheit zur Reflexion und Kontrolle fachlicher Routinen in diesem oftmals sehrfordernden Praxisfeld. Anhand von Tonbandprotokollen analysiert der Autor die Arbeitsweisen der psychoanalytischen Supervision im sozialpädagogischen Kontext. Welche Arbeitsbündnisse kommen zustande und welche Chancen zur weiteren Professionalisierung ergeben sich daraus für die Klientel und die Supervisierenden? Der Autor kontrastiert die Arbeiten Argelanders zur Textsignierung und -verknüpfung mit der Tiefenhermeneutik Lorenzers und der objektiven Hermeneutik Oevermanns. Er entwickelt daraus eine genuin psychoanalytische Methodologie und methodische Verfahrensweise: die strukturelle psychoanalytische Hermeneutik.

Umgang mit Demenzkranken im betreuten Wohnen. Ein konzeptgeleiteter Ratgeber. Von Winfried Saup und Angela Eberhard. Verlag für Gerontologie Alexander Möckl. Augsburg 2005, 158 S., EUR 25,80 *DZI-D-7380*

Betreutes Wohnen ist eine Wohnform für ältere Menschen, die trotz gesundheitlicher Beeinträchtigung zu einer selbstständigen Wohn- und Lebensweise fähig sind. Obwohl nicht für Demenzkranke geplant, leben in betreuten Seniorenwohnanlagen auch Bewohnerinnen und Bewohner mit mehr oder minder ausgeprägten Symptomen einer Altersdemenz. Der vorliegende Ratgeber gibt den Trägern von Einrichtungen und ihren Beschäftigten eine konzeptgeleitete Handlungsorientierung. Er zeigt Möglichkeiten und benennt Bedingungen für einen konstruktiven Umgang mit den Herausforderungen und Belastungen, die durch die Menschen mit einer Altersdemenz im betreuten Seniorenwohnen entstehen können.

Mobbing in der Schule. Von Karl Gebauer. Patmos Verlag. Düsseldorf 2005, 160 S., EUR 14,90 *DZI-D-7381*

Sadistische Quälerei, Schikanierung, Ausgrenzung in Klassenzimmern – wie kommt es, dass Lehrerinnen, Lehrer und Eltern es häufig nicht bemerken, wenn Kinder an Schulen gemobbt, gedemütigt, in Isolation und Verzweiflung getrieben werden? Der Autor beleuchtet vor dem Hintergrund seiner langjährigen Erfahrung die psychologischen und psychosozialen Ursachen. Anhand von Fallbeispielen stellt er die emotionalen Muster dar, die die Verhaltensweisen der Täterinnen und Täter bestimmen. Er beschreibt die soziale Dynamik im Klassenzimmer, die Szenarien und unheilvollen Verstrickungen der Beteiligten. In einem Praxisteil wird erklärt, wie Lehrkräfte und Eltern sowohl Opfer wie auch Tätern und Täterinnen helfen können.

Kindheit jenseits von Trauma und Fremdheit. Psychoanalytische Erkundungen von Migrationsschicksalen im Kindes- und Jugendalter. Hrsg. Peter Bründl und Ilany Kogan. Verlag Brandes & Apsel. Frankfurt am Main 2005, 318 S., EUR 29,- *DZI-D-7382*

Dieser Band entstand aus der Zusammenarbeit von zehn Dozierenden, Lernanalytikern und -analytikerinnen, die über acht Jahre behandlungstechnische Besonderheiten in den Therapien von Migrantinnen und Migranten diskutierten. Fast alle Gruppenmitglieder verfügten über langjährige Erfahrungen in der psychoanalytischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Dementsprechend sicherte ein flexibler entwicklungsfördernder Bezugsrahmen den trag-

fähigen gemeinsamen Hintergrund für die Behandlungen. Dies ist insofern wichtig für die im Buch dargestellten 14 Behandlungsverläufe, da die Migrationen der Patientinnen und Patienten über geographisch weit auseinander liegende Regionen (Korea, Vietnam, Israel, Türkei, Nordafrika, Schwarzafrika, Mittel- und Osteuropa, Brasilien) individuell sehr komplexe und widersprüchsvolle Muster der Sozialisation, der Kontinuität und Diskontinuität zwischen den Generationen sowie von Identifikationsmöglichkeiten hervorgebracht haben.

Frauenstudien zur Sozialen Arbeit. Wie genderbezogenes Wissen in die berufliche Praxis Eingang finden kann. Hrsg. Monika Simmel-Joachim und Reinhild Schäfer. Ulrike Helmer Verlag. Königstein/Taunus 2005, 120 S., EUR 9,90 *DZI-D-7383*

Frauenspezifische Lehr- und Studienangebote entstanden im Kontext der Neuen Frauenbewegung und etablierten sich seit den 1980er-Jahren im Studium Sozialer Arbeit. Doch wie dieses Ausbildungswissen dann tatsächlich im beruflichen Alltag seine Umsetzung findet, wurde bisher nicht untersucht. Ein Forschungsprojekt im Studienforschungspunkt „Soziale Arbeit mit Frauen“ der Fachhochschule Wiesbaden erkundete Wege der Umsetzung praxisnaher, gendersensibilisierter Ausbildung. Das Ergebnis vermittelt den Transfer von Erkenntnissen aus der Frauenforschung und -bewegung in die berufliche Praxis.

Fürsorglichkeit und Konfrontation. Psychoanalytisches Lehrbuch zur Arbeit mit sozial auffälligen Kindern und Jugendlichen. Von Fitzgerald Crain. Psychosozial-Verlag. Gießen 2005, 368 S., EUR 29,90 *DZI-D-7384*

Der Autor beschäftigt sich in der schulischen und erzieherischen Arbeit mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen und legt dabei den Schwerpunkt seiner pädagogischen Arbeit auf die gegensätzlichen Verhaltenspole von Fürsorglichkeit und Konfrontation. Er führt hierbei die Ansätze der psychoanalytisch orientierten pädagogischen Theorien und Konzepte vor und unterlegt diese mit Fallgeschichten aus seiner praktischen Tätigkeit. Somit gibt der Autor einen ausführlichen Überblick über diese Theorien in der Pädagogik und Sonderpädagogik und verdeutlicht, wie relevant die Psychoanalyse für die erzieherische und schulische Arbeit mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen sein kann.

Soziale Arbeit in der Psychiatrie. Von Margret Dörr. Ernst Reinhardt Verlag. München und Basel 2005, 166 S., EUR 14,90 *DZI-D-7388*

Soziale Arbeit ist in der heutigen Gesellschaft eine Kerndisziplin für die soziale Integration. Sie beschäftigt sich unter anderem mit den psychosozialen Prozessen der Lebensbewältigung und den damit verbundenen Schwierigkeiten. Diese Funktionsbestimmung schließt auch die Psychiatrie mit ein. Die Autorin entwirft eine Sicht auf das psychiatrische Handlungsfeld und untersucht, wie es von den in der Sozialarbeit Tätigen gefüllt werden kann; und zwar unabhängig von der Tatsache, dass Psychiatrie eine Disziplin und Profession der Medizin ist. Die Psychiatrie wird als eine soziale Institution – mit sozialen Denk-, Handlungs- und Beziehungsmustern – begriffen und nicht mehr nur auf einen sozialen Ort, die Klinik, reduziert. Darüber hinaus zeigt die Verfasserin die für die Soziale Arbeit be-

deutschen strukturellen Merkmale in diesem Tätigkeitsfeld auf und macht die methodisch-professionelle Eigenständigkeit der Sozialen Arbeit sichtbar.

Internationale Soziale Arbeit. Länderberichte Dritte und Vierte Welt. Von Nando Belardi. Verlag Dr. Kovac. Hamburg 2005, 203 S., EUR 75,- *DZI-D-7389*

Dieser Band vereinigt 24 Artikel des Verfassers aus 20 Jahren seiner Tätigkeit. Zu Beginn des Buches werden Artikel zu konzeptionellen Fragen der vergleichenden Sozialen Arbeit beziehungsweise zur Internationalität vorgestellt. Dabei behandelt der Autor verschiedene Themen: Welches sind die historischen, kulturellen und sozialen Bedingungen in den jeweiligen Ländern? Welche sozialen Probleme und Versorgungssysteme haben sich entwickelt? Wie kann man die Sozialsysteme sehr unterschiedlicher Länder darstellen, vergleichen und bewerten? Hierzu wird erstmalig in der Fachliteratur ein umfassender Kriterienkatalog entwickelt. Die anderen Beiträge beziehen sich dann auf einzelne Länder und entsprechende Problem- und Fragestellungen dieser Länder, wie beispielsweise die Modernisierung der Volksrepublik China, von Hong Kong oder des autoritären Erziehungsstaates Singapur. Im Buch finden sich kürzere Beiträge über Myanmar oder Oman sowie ein längerer Aufsatz über „Sozialarbeit im Iran“. Drei Artikel behandeln soziale Fragen in Südamerika (Bolivien, Brasilien sowie den drei Guyana-Ländern). Jeweils ein Beitrag beschäftigt sich mit einem der reichsten (Libyen) und ärmsten (Tanzania) Länder Afrikas sowie dem aktuellen Niedergang Simbabwes. Insgesamt bietet dieses Buch eine „bunte Mischung“ von Theorie und sozial orientierten Länderberichten mit Bezügen zur Ethnologie und Entwicklungshilfe.

Hildegard Günther

Systematische Kinder- und Jugendhilfe. Anregungen für die Praxis. Hrsg. Wolf Ritscher. Carl-Auer-Verlag. Heidelberg 2005, 336 S., EUR 29,95 *DZI-D-7390*

Die Soziale Arbeit ist zurzeit der Bereich, in dem systemische Konzepte mit am stärksten nachgefragt werden. Das größte und zentrale Anwendungsgebiet ist dabei die Jugendhilfe. Der Herausgeber beschreibt in diesem Buch zunächst den theoretischen Rahmen für eine systemische Jugendhilfe. Daran schließen sich zehn Artikel an, in denen Praktikerinnen und Praktiker aus der Jugendhilfe innovative Projekte vorstellen und anhand von Fallbeispielen ihre zu Grunde liegenden Konzepte beschreiben. Den Abschluss bilden zwei Beiträge zur institutionellen Planung beziehungsweise zur Fortbildung für Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter. Das Buch liefert Anregungen, Ideen und Anstöße für den Berufsalltag von Fachleuten in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Mitarbeitenden im Allgemeinen Sozialen Dienst, in Sozialverwaltungen und bei freien Trägern der Wohlfahrtspflege, aber auch für Studierende.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz des Landes Berlin

Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Heidi Koschwitz Tel.: 030/83 90 01-23, E-Mail: koschwitz@dzi.de, Hartmut Herb (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorlauffer, Wien

Redaktsionsbeirat: Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Franz-Heinrich Fischler (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Holger Gerecke (Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset (Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin); Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Prof. Dr. Ruth Mattheis, Berlin; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Prof. Dr. Hildebrand Ptak (Evangelische Fachhochschule Berlin); Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Ute Schönherr (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestr. 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. MwSt. und Versandkosten)

Kündigung bestehender Abonnements jeweils schriftlich drei Monate vor Jahresende.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstr. 27, 10963 Berlin
Druck: druckmuck@digital e.K., Großbeerenerstr. 2-10, 12107 Berlin

ISSN 0490-1606